

Studienexkursion

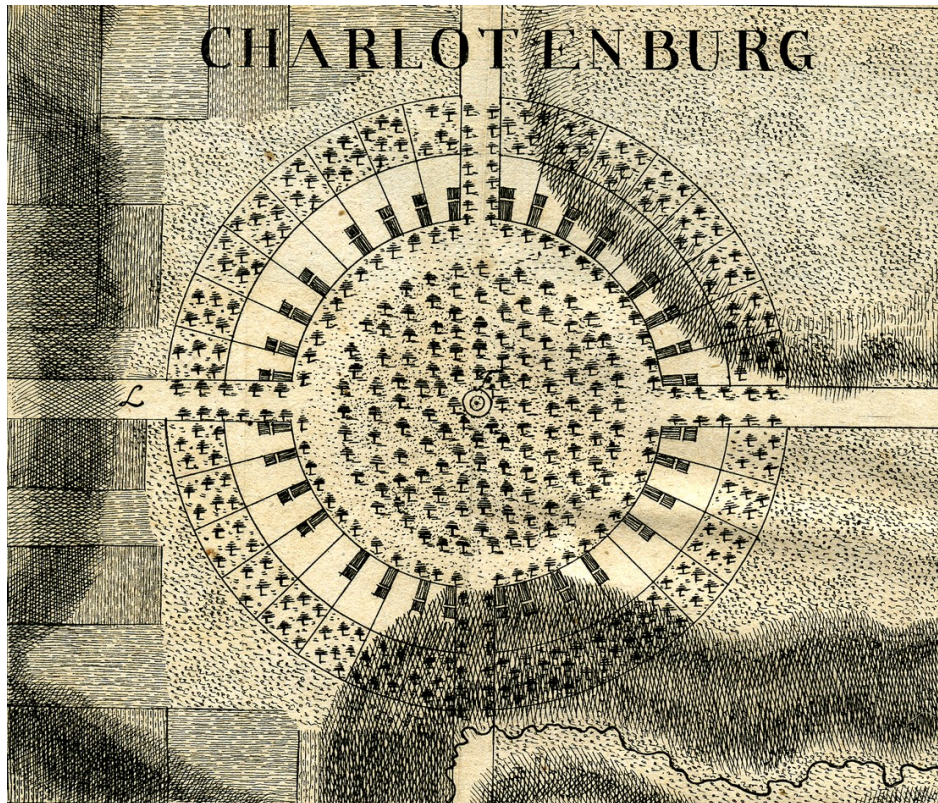
# „Auf den Spuren der Donauschwaben“

**Ungarn – Kroatien – Serbien – Rumänien**

*Baranya – Slawonien – Batschka – Banat*

Samstag, 12.9. – Sonntag, 20.9.2026

AUSSCHLIESSLICH FÜR DEN PERSÖNLICHEN GEBRAUCH!



Charlottenburg auf Tafel 1 in: Francesco Grisellini, *Geschichte des Temeswarer Banats*, Wien 1780  
gezeichnet von Ludwig Reischl · gemeinfrei · Reproduktion: Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

---

Wien · Fünfkirchen/Pécs · Esseg/Osijek · Villány/Wieland  
Apatin · Sombor · Neusatz/Novi Sad · Jarek/Bački Jarak  
Weißkirchen/Bela Crkva · Eşelnița · Eisernes Tor · Eibenthal  
Herkulesbad/Băile Herculane · Steierdorf/Anina · Orawitz/Oravița  
Temeswar/Timișoara · Gemeinde Bogda/Neuhof mit Charlottenburg  
Lippa/Lipova · Maria Radna · Wien

---

# Inhalt

|                                                                                  |    |
|----------------------------------------------------------------------------------|----|
| Titelblatt (Griselini 1780)                                                      | 1  |
| Inhalt                                                                           | 2  |
| Reiseprogramm · 12.–17. September                                                | 3  |
| Reiseprogramm · 18.–20. September                                                | 4  |
| <b>Karten</b>                                                                    |    |
| Reiseroute 2026 · Übersicht                                                      | 5  |
| Baranya, Slawonien und die Batschka                                              | 6  |
| Das Banat und das Eiserne Tor                                                    | 7  |
| Historische Karten                                                               | 8  |
| Die Militärgrenze                                                                | 13 |
| <b>Einführung</b>                                                                |    |
| Karl-Markus Gauß: Das kurze Glück der Donauschwaben                              | 14 |
| Gerald Volkmer: Deutsche Minderheiten im Ausland                                 | 19 |
| Florian Kühner-Wielach: Wer oder was sind die deutschsprachigen Altösterreicher? | 25 |
| <b>Slawonien · 13. September</b>                                                 |    |
| Bauers „Heimat, Vergessen“ am Nationaltheater Osijek                             | 30 |
| <b>Batschka · 14.–15. September</b>                                              |    |
| Apatin: eine Arche für die Kultur der Donauschwaben                              | 33 |
| Wendelin Gruber: Unterwegs ins Heimatland (Jarek)                                | 38 |
| <b>Donau und Eisernes Tor · 15.–16. September</b>                                |    |
| Ivan Ivanji: Meine Donau                                                         | 42 |
| Momir Turudić: Ein versunkenes Paradies (Ada Kaleh)                              | 45 |
| Marion Kräutner: Karger Boden, Tourismus und Aussiedlung                         | 52 |
| <b>Banater Bergland · 17. September</b>                                          |    |
| Herkulesbad: Ein Kulturdenkmal vor dem Untergang                                 | 54 |
| Renate Lichtfuss: Von Wien nach Orawitz                                          | 58 |
| Helmut Kulhanek: Dampflokomotivenbau in Reschitz                                 | 61 |
| <b>Charlottenburg · 18. September</b>                                            |    |
| Das Runddorf Charlottenburg – zwei Pläne                                         | 66 |
| <b>Banat und Temeswar · 17.–20. September</b>                                    |    |
| „Das ist eine untergegangene Welt“ – Gespräch mit Richard Wagner                 | 67 |
| Ana Bauer: Zeitzeugenbericht zur Deportation                                     | 72 |
| <b>Rückreise · Was bleibt</b>                                                    |    |
| Florian Kühner-Wielach: Flucht, Vertreibung, Verdrängung                         | 75 |
| Konrad Gündisch: Bin ich ein Vertriebener?                                       | 84 |
| Horst Samson: Heimat als Versuchung                                              | 89 |

# Reiseprogramm

## **Samstag, 12.9.**

### **Wien – Fünfkirchen/Pécs**

Abfahrt in Wien, Fahrt nach Südosten in die ungarische Baranya. Nach Ankunft und Mittagspause Erkundung der Stadt mit örtlichem Guide. Die 2010 zur Europäischen Kulturhauptstadt ernannte Stadt war und ist ein Zentrum der deutschen Bevölkerung Ungarns. Abendessen, Hotelbezug für zwei Nächte.

## **Sonntag, 13.9.**

### **Fünfkirchen – Esseg/Osijek – Villány**

Fahrt südwärts nach Kroatien. In Esseg folgen wir den Spuren der Deutschen in Slawonien: die barocke Festung Tvrđa, der Dom St. Peter und Paul, die Drau-Promenade. Rückfahrt über die Weinbauregion Villány/Wieland mit Verkostung und regionalen Spezialitäten.

## **Montag, 14.9.**

### **Fünfkirchen – Apatin – Sombor – Neusatz/Novi Sad**

Weiterreise nach Serbien. In Apatin die unvollendete Herz-Jesu-Kirche, heute Museum für donauschwäbisches Kulturgut. In Sombor das monumentale Gemälde der Schlacht von Zenta im Rathaus und das donauschwäbische Museum. Am Abend Neusatz, Hauptstadt der Vojvodina mit sechs offiziellen Stadtsprachen.

## **Dienstag, 15.9.**

### **Novi Sad – Jarek/Bački Jarak – Weißkirchen/Bela Crkva – Eşelnița**

Aufbruch Richtung Rumänien. Erste Station ist die Gedenkstätte von Jarek, wo sich 1944–1946 ein Lager für die arbeitsunfähigen Deutschen der Südbatschka befand. Anschließend Weißkirchen mit der katholischen Kirche und der Banater Sandwüste, einem frühen Beispiel habsburgischer Wüstenbekämpfung. Grenzübertritt und Fahrt entlang der Donau. Hotelbezug für zwei Nächte.

## **Mittwoch, 16.9.**

### **Eşelnița – Eisernes Tor – Eibenthal**

Bootsfahrt donauaufwärts durch das Eisernen Tor, bis zum Kraftwerksbau der 1970er-Jahre eine der gefährlichsten Strecken der Binnenschifffahrt. Anschließend Besuch bei den Banater Tschechen (Pemaken) in Eibenthal: Empfang durch den Bürgermeister, Gespräch über Geschichte, Traditionen und die heutige Lage der Gemeinde.

## **Donnerstag, 17.9.**

### **Eşelnița – Herkulesbad – Steierdorf/Anina – Orawitz – Temeswar**

Fahrt ins Cerna-Tal nach Herkulesbad, dessen Ursprünge in die Römerzeit reichen und das im 18. Jahrhundert von der habsburgischen Verwaltung zu einem der bedeutendsten Kurorte Europas ausgebaut wurde. Wir lernen das „Herculane Project“ kennen. Zu Mittag Fahrt mit der Banater Semmeringbahn von Steierdorf nach Orawitz. Am späten Nachmittag Temeswar, Hotelbezug für drei Nächte.

## Reiseprogramm (Fortsetzung)

### Freitag, 18.9.

#### **Temeswar – Gemeinde Bogda/Neuhof mit Charlottenburg**

Ganzer Tag im ländlichen Banat, in einer Gemeinde, die 1771 im Zug der thesesianischen Ansiedlung praktisch am Stück angelegt wurde. Charlottenburg ist das einzige Runddorf Rumäniens: 32 Familien aus dem Trentino, aus Lothringen und dem Südwesten des Reiches, angesiedelt um eine Maulbeerpflanzung im geometrischen Mittelpunkt, von der noch immer alte Bäume stehen. Heute leben hier gut hundert Menschen, viele Häuser sind Ferienwohnungen. Dazu die Nachbardörfer Bogda/Neuhof, Buzad und Altringen, Begegnungen mit Vertretern der Gemeindepolitik, Abendessen im Dorf.

### Samstag, 19.9.

#### **Temeswar – Maria Radna**

Am Vormittag setzen wir unsere Stadterkundung fort: die katholische, die rumänisch-orthodoxe und die serbisch-orthodoxe Kathedrale sowie die drei zentralen Plätze. Anschließend Fahrt nach Lipova/Lippa zum bedeutendsten römisch-katholischen Wallfahrtsort der Region, Maria Radna, kürzlich im Rahmen eines umfangreichen EU-Projekts restauriert. Am Abend Ausklang bei regionalen Weinen und lokalen Spezialitäten in einem Weingut.

### Sonntag, 20.9.

#### **Temeswar – Wien**

In den frühen Morgenstunden Rückfahrt nach Wien. Ankunft am späten Nachmittag.

## Studienexkursion „Auf den Spuren der Donauschwaben“

Baranya – Slawonien – Batschka – Banat · Ungarn – Kroatien – Serbien – Rumänien

12. bis 20. September 2026 · Rückfahrt gestrichelt



- |                                        |                                                 |                                                               |
|----------------------------------------|-------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------|
| <b>1</b> Wien<br>Sa 12.9. · So 20.9.   | <b>7</b> Neusatz/Novi Sad<br>14.–15.9.          | <b>13</b> Herkulesbad<br>Do 17.9.                             |
| <b>2</b> Fünfkirchen/Pécs<br>12.–14.9. | <b>8</b> Jarek/Bački Jarak<br>Di 15.9.          | <b>14</b> Steierdorf/Anina<br>Do 17.9.                        |
| <b>3</b> Esseg/Osijek<br>So 13.9.      | <b>9</b> Weißkirchen/Bela Crkva<br>Di 15.9.     | <b>15</b> Orawitz/Oravița<br>Do 17.9.                         |
| <b>4</b> Villány/Wieland<br>So 13.9.   | <b>10</b> Eşelnița<br>15.–17.9.                 | <b>16</b> Temeswar/Timișoara<br>17.–20.9.                     |
| <b>5</b> Apatin<br>Mo 14.9.            | <b>11</b> Eisernes Tor · Bootsfahrt<br>Mi 16.9. | <b>17</b> Charlottenburg/Șarlota<br>Fr 18.9. · Gemeinde Bogda |
| <b>6</b> Sombor<br>Mo 14.9.            | <b>12</b> Eibenthal<br>Mi 16.9.                 | <b>18</b> Maria Radna<br>Sa 19.9.                             |

Karte: eigene Darstellung auf Grundlage von Natural Earth (gemeinfrei)

## Baranya, Slawonien und die Batschka

12. bis 15. September 2026



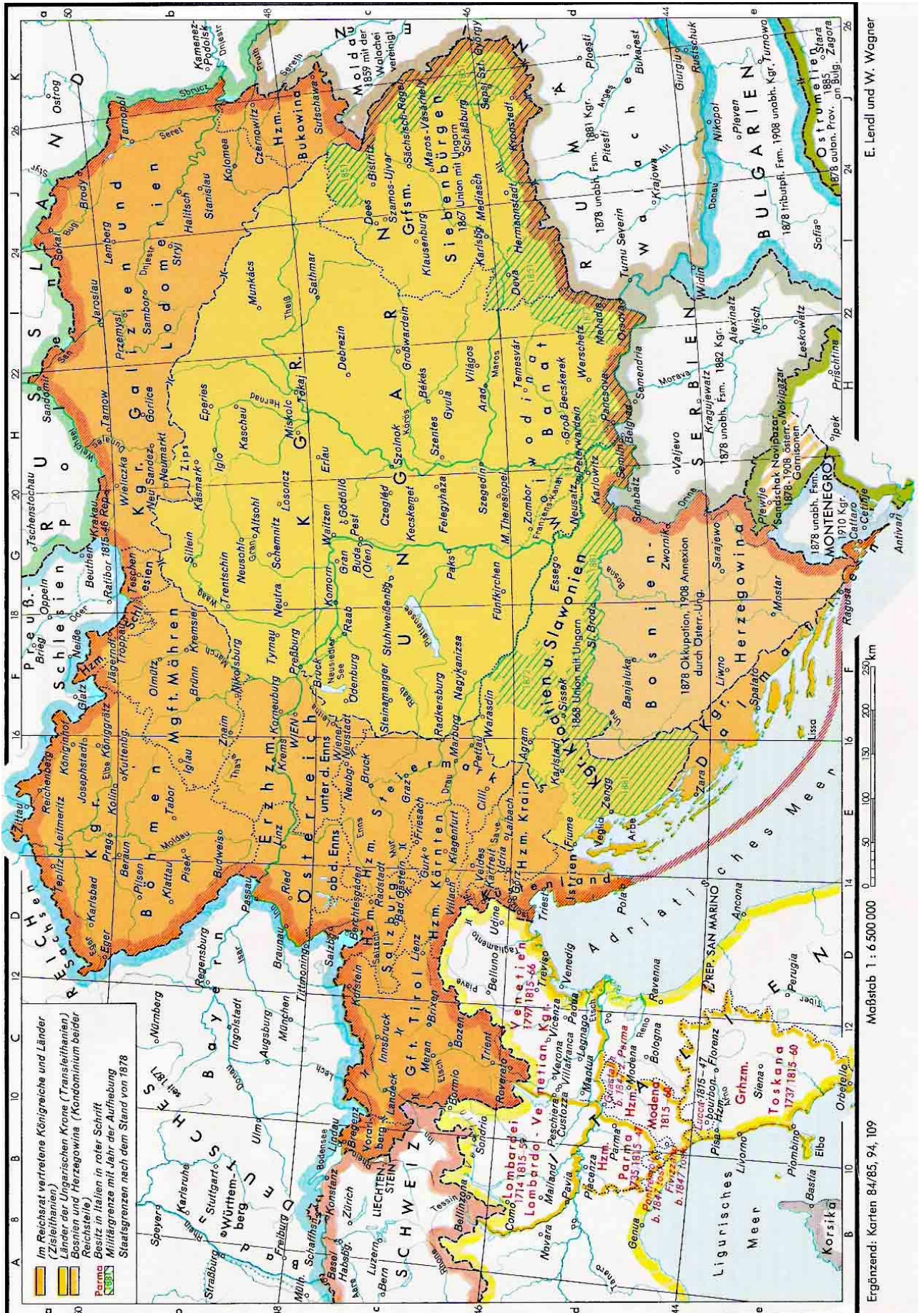
Karte: eigene Darstellung auf Grundlage von Natural Earth (gemeinfrei)

## Das Banat und das Eiserne Tor

15. bis 19. September 2026



Karte: eigene Darstellung auf Grundlage von Natural Earth (gemeinfrei)



E. Lendl und W. Wagner

Ergänzend: Karten 84/85 94, 109

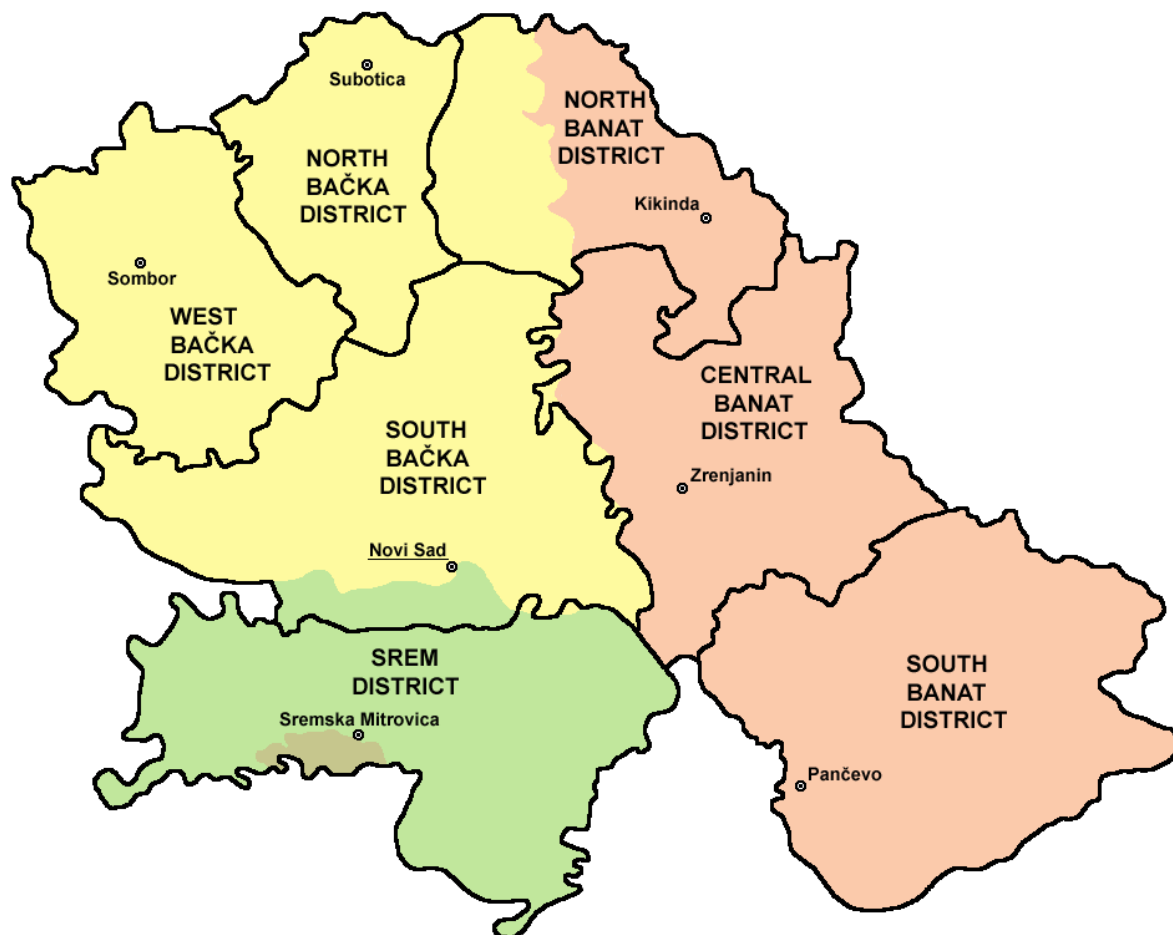




## Baranya



## Vojvodina (Donaumonarchie)



Districts and geographical regions of Vojvodina:

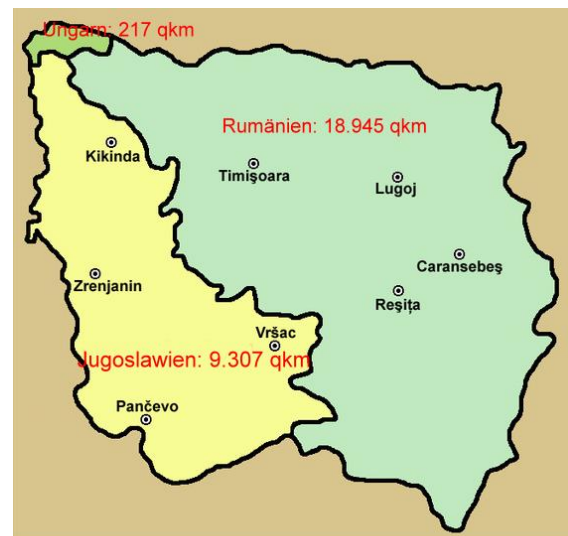
- - Bačka region
- - Banat region
- - Syrmia (Srem) region
- - Mačva region

## Vojvodina (Serbien)



Banat historisch

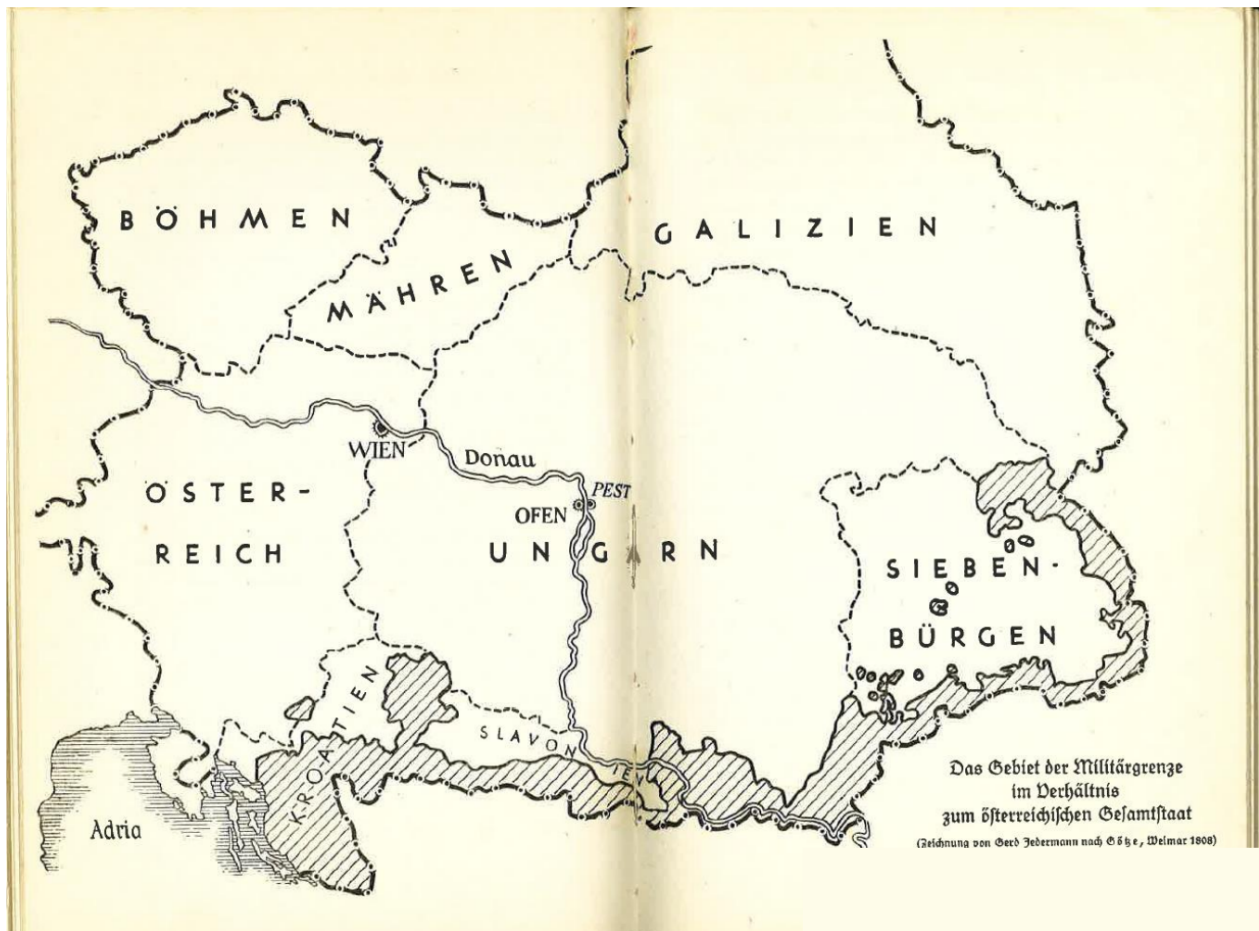
Banat nach 1920



○ - Romanian Banat    ○ - Serbian Banat    ○ - Hungarian Banat



## Die Militärgrenze



Das Gebiet der Militärgrenze im Verhältnis zum österreichischen Gesamtstaat. Als Puffer- und Verteidigungszone entlang der Ost- und Südostgrenze diente sie zugleich als Rahmen, in dem Herkulesbad im 18. Jahrhundert wiederentdeckt und ausgebaut wurde.

## Karl-Markus Gauß: Das kurze Glück der Donauschwaben

bpb.de, Geschichte im Fluss – Die Donau, 30.4.2013 · Neu gesetzt 2026

---

Sie bestiegen die „Ulmer Schachteln“ in der Hoffnung auf ein besseres Leben im Osten. Den Nationalismus lernten sie erst spät kennen. Dennoch wurden sie nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Batschka, aus Slawonien, Syrmien und dem Banat vertrieben. Heute leben sie in aller Welt verstreut. Mein Großvater Michael Herdt, der 1880 in Futog geboren wurde, einer Gemeinde, die längst als Vorort in die damals Neusatz genannte Provinzhauptstadt Novi Sad eingemeindet ist, ging nur sechs Jahre zur Schule. Aber er sprach fünf Sprachen. Er war das Kind armer Leute, aber er wurde als geschickter Hutmacher zum Inhaber des größten Kaufhauses der Südbatschka, der seinen Wohlstand, entsprechend den bäuerlichen Traditionen seiner Vorfahren, in Feldern und Weinbergen anlegte.

Er war ein treuer Untertan des habsburgischen Kaisers, und er wurde, als die k.u.k. Monarchie 1918 zerfiel, ein treuer Untertan des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen. Sein erstes Geld verdiente er in österreichischen Kronen und Heller, die Währung seines geschäftlichen Erfolges aber war der jugoslawische Dinar. Als er 1944 mit Hunderttausenden Donauschwaben vor den heranrückenden Partisanenverbänden floh, nahm er einen Koffer mit sich, der randvoll mit Geld angefüllt war, mit ungarischen Pengö. Nachdem die Wehrmacht Jugoslawien überfallen hatte, waren die Batschka und das Banat, die sich traditionell über Ungarn, Rumänien und Serbien erstreckten, den ungarischen Verbündeten des Dritten Reiches zugefallen, und diese hatten die Eroberung auch währungspolitisch vollzogen.

Er hatte den Koffer noch bei sich, als er nach einer langen Irrfahrt endlich in einem bayrischen Weiler namens Garching an der Alz landete, der von ein paar Tausend donauschwäbischen Flüchtlingen getreu dem Bauplan ihrer verlassenen pannonischen Siedlungen zur Kleinstadt erweitert wurde: Schnurgerade die staubige Straßen, die schachbrettartig angeordnet waren; ein Haus dem anderen zum Verwechseln ähnlich, und jedes mit einem Wohnzimmer, das unbenutzt blieb und dessen mit Schonbezügen ausgestattetes Mobiliar nur zum Herzeigen diente; zwischen den Häusern die Gärten, in denen extensiv noch das letzte Fleckchen genutzt wurde, um Bohnen zu ziehen, Tomatenstauden zu pflanzen, Salatbeete anzulegen.

Ich bin im etwa fünfzig Kilometer entfernten Salzburg aufgewachsen, und wenn ich als Kind mit meinen Brüdern die Großeltern in Garching besuchen musste, erschien mir das Dorf so steppenlangweilig, dass ich darüber stets in namenlose Trauer versank. Ausnahmslos trugen die donauschwäbischen Frauen damals auch in Deutschland noch ihre Tracht, diese schwarzen, gebauschten Röcke, und keine von ihnen hätte sich, unbehelligt von den Anfechtungen der Moderne, je ohne Kopftuch auf der Straße sehen lassen. Das einzig Aufregende im trostlosen Ort blieb der Koffer des Opas, den wir unter dem Bett hervorziehen, öffnen und in dem wir wühlen durften: Wir warfen uns die Bündel von Pengö um den Kopf, die von der Nichtigkeit irdischen Strebens zeugten.

Seinen ganzen Reichtum hatte der Großvater in der Batschka zurückgelassen, und was er mit sich geschleppt hatte über alle Stationen der Flucht, den Koffer mit dem Geld, das war nichts

mehr wert. Der Tata, wie wir den Opa ungarisch nannten, saß am Fenster, blickte ratlos in die Ferne, und hat sich in den zwanzig Jahren, die er noch lebte, beharrlich ausgeschwiegen.

Ins ferne „Hungarland“ Wer die Donauschwaben gewesen sind, wie sie auf den Balkan gerieten und warum ihre Geschichte nach über 200 Jahren unwiderruflich zu Ende ging, darüber gibt es viele Gerüchte. Das erste hat sich schon in ihrem Namen materialisiert. Denn die Donauschwaben waren gar keine Schwaben, oder genauer: die Schwaben bildeten nur eine Minderheit in jenen Gruppen, die erst kurz vor ihrem historischen Untergang im 20. Jahrhundert in den gemeinsamen Namen Donauschwaben gefasst wurden. Es waren Franken, Pfälzer, Hessen, Aargauer, Elsässer, Lothringer, Luxemburger, Thüringer und die Auswanderer aus vielen österreichischen Ländern, die vom Ende des 17. Jahrhunderts an in einigen großen Wellen, den später so genannten „Schwabenzügen“, tief nach Südosteuropa gelangten.

Sie kamen in ein verödetes Gebiet, in dem nach einer schier endlosen Folge von Schlachten zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich die Gebeine gefallener, hingemordeter Generationen moderten. Nach den Siegen, mit denen die kaiserlichen Heere unter dem Prinzen Eugen von Savoyen die Osmanen endgültig aus Mitteleuropa zurückwarfen, ging die Habsburgische Verwaltung es mit bürokratischem Eifer an und suchte das nahezu menschenverlassene Land systematisch neu zu besiedeln; ein Land, das, in den staatlichen Kategorien von heute gedacht, den Süden Ungarns, den Osten Kroatiens sowie weite Teile Serbiens und Rumäniens umfasste und damals in Gänze zur Donaumonarchie gehörte. Zu solchem Siedlungswerk brauchte es Menschen, viele Menschen, die bereit waren, ihre Heimat zu verlassen.

Die deutschnationale Mythologie hat sie später zu kühnen Ostlandfahrern erklärt, die deutsche Kultur und Gesittung in den Boden Südosteuropas einpflanzen wollten, zu wehrhaften Grenzlandbauern, die als deutsches Bollwerk das Abendland gegen die stets drohende islamische Gefahr zu verteidigen suchten. Doch wer waren sie tatsächlich, die sich auf den beschwerlichen Weg in die pannonische Tiefebene machten, der so vielen von ihnen den Tod bringen sollte, weil ihre überladenen Schiffe, die sogenannten Ulmer Schachteln, an einer der Stromschnellen der Donau kenterten, ihnen in den ersten kalten Wintern die Nahrung ausging oder weil sie von Seuchen dahingerafft wurden? Auch damals hat seine Heimat nur verlassen, wer keine Aussicht sah, Not und Unterdrückung in ihr selbst zu wenden.

Die in großen Trecks ins ferne „Hungarland“ aufbrachen, hatten unter der Willkür feudaler Herrschaft gelitten, unter Fürsten, die ihnen religiöse Freiheit und politische Mitsprache nicht zubilligen mochten; viele von ihnen waren aus der Bahn geworfene Existenzen, Handwerker, die sich als Tagelöhner verdingen mussten, Bauernsöhne, die bei der Erbteilung leer ausgegangen waren. Sie verließen ihre Städte und Dörfer nicht aus ideologischer Verblendung oder Abenteuerlust, sondern weil sie Wohlstand und Freiheit, die ihnen in der alten Heimat vorenthalten wurden, dort zu erlangen hofften, wo sie anfänglich fremd waren und sich arbeitend ihr Heimatrecht erwerben würden. Importierter Nationalismus Um 1900, als die verschiedenen Gruppen von Ausgewanderten zu ihrer gemeinsamen Identität als „Donauschwaben“

gefunden hatten und diese als „jüngster deutscher Stamm“ galten, zählten sie rund 1,5 Millionen

Menschen. Bis 1918 waren sie allesamt Bürger oder Untertanen der Donaumonarchie, deren Struktur, wie unvollkommen immer sie angelegt war und wie konfliktreich sie sich auch ausformte, eine übernationale war. Die Donauschwaben lebten teils als unmittelbare Anrainer der Donau, teils weiter entfernt von ihr, aber stets in Nachbarschaft zu anderen Nationalitäten, zu Ungarn, Kroaten, Serben, Rumänen, Juden, Roma und einem halben Dutzend kleinerer Völkerschaften. Nicht, dass das Zusammenleben so vieler Nationalitäten zur friedlichen Völkeridylle verklärt werden soll, aber fast bis in 20.

Jahrhundert herauf ist von nationalen Kämpfen in den historischen Quellen keiner dieser Nationalitäten die Rede; sie lebten wohl mehr nebenals miteinander, aber der Wohlstand aller hing doch untrennbar mit der Existenz jeder einzelnen von ihnen zusammen. Der historische Raum war von der Koexistenz verschiedener Völker geprägt, und das sorgsam austarierte Gleichgewicht, das bis in die alltäglichen Belange reichte, in die kleinen und großen Geschäfte, die auf dem Dorf, in der Stadt, zwischen Bauern und Händlern getrieben wurden, zu stören, hieß die Sicherheit eines jeden zu gefährden. Tatsächlich hat die alltägliche Begegnung der Nationalitäten nach und nach so etwas wie eine gemeinsame „Identität“

geschaffen, zu der alle Bewohner Slawoniens, Syrmiens, der Batschka und des Banats, um nur diese donauschwäbischen Regionen zu nennen, das Ihre beitrugen. Wie meist in der Geschichte, wurden diese Gemeinsamkeiten erst entdeckt und gerühmt, als ihre Grundlagen bereits nicht mehr existierten: kaum war ihre Nachbarschaft blutig zerstört, wurde von Serben, Ungarn, Rumänen und Donauschwaben ihr gemeinsames, die Grenzen der Nationalitäten überschreitendes „Pannoniertum“ verklärt, in der Dichtung, aber auch in der Erinnerung zahlloser Menschen. Der Nationalismus, der wenigen Regionen Europas so unangemessen war wie dieser, deren Reichtum und Eigenart gerade in der Vielfalt gründete, wurde importiert. Er kam nach 1866 auf, als durch die Staatsreform des „österreichisch-ungarischen Ausgleichs“

die östliche Reichshälfte der Donaumonarchie den Ungarn zufiel - oder präziser gesagt: den ungarischen Magnaten. Der nationale Druck, der von der jetzt führenden Nationalität ausging, war so groß wie die Verlockung, sich dieser im Lebensstil anzugleichen; gerade von den Donauschwaben haben sich Unzählige aus der gebildeten städtischen Oberschicht noch im 19. Jahrhundert magyarisiert, sie sind schlichtweg Ungarn geworden, was sich sinnfällig in der Magyarisierung ihrer Namen äußerte.

Der Nationswechsel ist, sofern man für historische Dinge dieses Wort verwenden darf, eine „natürliche“, in jeder Epoche millionenfach neu vollzogene Sache. Aber der Druck der herrschenden Nation erschafft sich auch den Gegendruck der anderen Nationen, den er benötigt, um sich selber als rechtens zu empfinden, und so haben sich gemäß dem Beispiel der Ungarn auch die anderen Pannonier nach und nach als Angehörige einer bestimmten „Nation“ entdeckt. Nach 1918 schnitten durch ihr Gebiet die Grenzen dreier Staaten, und in jedem, in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, gab es viele, die sich, einst Bürger eines übernationalen Reiches, jetzt als Angehörige einer nationalen Minderheit wiederfanden.

Und der Konflikt der Nationalitäten wurde bald zäh um jede einzelne Schule geführt; es dauerte aber noch, bis aus ihm unter faschistischen Vorzeichen ein „Volkstumskampf“ wurde. Kollektive Verdächtigung Warum ist mein Großvater, der es zu etwas gebracht hatte, eben weil

er, als echtes Kind der Donau, dieses übernationalen Flusses, in fünf Sprachen seine Geschäfte zu tätigen wusste, warum ist mein Großvater, der bei Serben, Ungarn, Rumänen gleichermaßen geachtet war, als alter Mann eigentlich auf die Flucht gegangen? Hätte er, der kein Nazi war und sich individuell nichts hatte zuschulden kommen lassen, nicht bleiben können?

Nach dem Überfall der Wehrmacht, der Bombardierung Belgrads haben die nazistischen Sondereinheiten eine ungeheure Blutspur durch den Balkan gezogen. Der Völkermord an den Juden wurde mit tödlicher Effizienz organisiert. Die Serben waren kollektiv der Verdächtigung ausgesetzt, Kommunisten zu sein und es mit den Partisanen zu halten, und je größer deren militärischen Erfolge wurden, umso grausamer hat die SS wahllos gegen die Zivilbevölkerung gewütet. Auch unter den Donauschwaben gab es Helfershelfer der Besatzungstruppen, wenngleich Dokumente, die seit einigen Jahren auch von serbischen Historikern anerkannt werden, dafür sprechen, dass es eher eine nazistische Gleichschaltung der politischen Elite gegeben hat denn eine Faschisierung der Volksgruppe selbst.

Gleichwohl war mit der sich abzeichnenden Niederlage des Dritten Reiches auch über die Donauschwaben das Urteil verhängt. Sie wurden zur kriminellen Minorität erklärt, die ihren Anspruch, im sozialistisch-föderativen Jugoslawien zu bleiben, verwirkt hatte. Als die Partisanen sich den Dörfern und Städten in der Batschka und im Banat näherten, haben sich die Donauschwaben folglich auf die Flucht begeben. Ihre Panik war begründet, denn die, die blieben, mussten erleben und erleiden, dass zwischen Tätern, Mitläufern, stillen Verweigerern und Widerständigen nicht unterschieden wurde. Allesamt, auch Kinder und Greise, wurden sie in Lager gesteckt, in denen Abertausende an Hunger und Auszehrung starben, und wer überlebte, wurde in den folgenden Jahren ohne Hab und Gut außer Landes gejagt.

In Rumänien, das im Zweiten Weltkrieg anfangs an der Seite Deutschlands gestanden hat, lagen die Dinge anders; eine ethnische Säuberung wie in Jugoslawien hat es dort nicht gegeben, aber die Lage der Banater Schwaben war auch in Rumänien schwierig genug. In stalinistischen Prozessen wurden Tausende zu mörderischer Zwangsarbeit oder, wie die Repräsentanten der bürgerlichen Intelligenz, zu jahrelanger Haft verurteilt; sobald es dazu die Möglichkeit gab, haben seit den späten sechziger Jahren daher Hunderttausende das Land verlassen. In Ungarn wiederum konnte bleiben, wer mochte und sich in das Schicksal fügte, künftig seine Nationalität zu verschweigen und dankbar sein stilles Glück als braver Proletarier unter braven Proletariern zu genießen.

Global Village Aus vielen Richtungen waren sie gekommen und hatten durch ihre zähe Arbeit das Ihre dazu beigetragen, dass das ganze, einst menschenverlassene Gebiet eine reiche europäische Region geworden war. In alle Richtungen wurden sie nach über 200 Jahren wieder verstreut. Wie immer, wenn eine multiethnisch geprägte Region national purifiziert wird, hat das auch jenen zum Schaden gereicht, die sich anfänglich als Sieger oder Nutznießer fühlen mochten. Schon zu Titos Zeiten, als das jetzt Vojvodina genannte Gebiet noch eine besondere Autonomie genoss, musste in die einstige Kornkammer des Balkans Getreide importiert werden.

In den blühenden Dörfern der Donauschwaben waren Montenegriner und Mazedonier angesiedelt worden, die als Gebirgler mit der agrarischen Kultur der Schwaben nichts anzufangen wussten und deren Reichtum verfallen ließen. Auf Nachfahren der Donauschwaben

kann man heute fast überall auf der Erde stoßen, in Chicago und in Toronto, in Australien, Brasilien, Argentinien, Frankreich und natürlich in Deutschland und Österreich. Tüchtig, wie sie immer schon waren, haben sich die meisten von ihnen, wohin es sie auch verschlug, rasch den Verhältnissen angepasst, die sie vorfanden. Da und dort pflegen sie in Vereinen noch eine folkloristische Gemeinschaft und die Erinnerung an eine Heimat, von der sie nicht zu Unrecht meinen, dass sie ihnen zu Unrecht genommen wurde. Zumal in den USA ist das Vereinsleben noch rege, und im Internet gibt es zahllose Communities, in denen sich Abkömmlinge von Donauschwaben auf Englisch darüber austauschen, aus welchem Land ihr Vorfahren einst in das Banat gezogen waren und in welches sie 1945 geflüchtet sind. Ganze Dörfer mit all ihren Straßenzügen, Friedhöfen, Katasterverzeichnissen werden mittels genealogischer Recherchen als virtuelle Heimat neu aufgebaut, während die konkrete Sprache, dieser regional facettenreiche Dialekt, dessen dunklen Klang ich in meiner Kindheit noch von so vielen Donauschwaben vernommen habe, gerade dabei ist, für immer zu erlöschen.

# Gerald Volkmer: Deutsche Minderheiten im Ausland

Aus Politik und Zeitgeschichte 2017 – Fremd in der Heimat?, 10.3.2017 · Neu gesetzt 2026

---

Das Phänomen „Deutsche Minderheiten im Ausland“ ist älter als die Begriffe „Deutsche“, „Minderheiten“ und „Ausland“. Es existiert, seit deutschsprachige Menschen über Grenzen wanderten und Grenzen über diese Menschen hinweg verschoben wurden. Als sich die meisten der heute im Ausland bestehenden deutschen Minderheiten herausbildeten, gab es noch kein „Deutsches Reich“, sondern das „Heilige Römische Reich“, das im 15. Jahrhundert den Zusatz „deutscher Nation“ erhielt und 1806 unterging. In ihm lebten während des Mittelalters Menschen, die vor allem einen germanischen, aber auch romanischen oder slawischen Dialekt sprachen, denn die Hochsprachen in ihrer heutigen Form entwickelten sich in der Regel erst in der Frühen Neuzeit. Entsprechend handelte es sich bis ins frühe 19. Jahrhundert bei „Deutschen im Ausland“

in erster Linie um Sprecher deutscher Dialekte, die sich vor allem durch ihren rechtlichen Status, ihren sozialen Stand und ihre Konfession definierten. Erst als sich die Kategorie „Nation“ durchgesetzt hatte, wurden diese „Deutschsprachigen“ zu „Deutschen“. Das 19. Jahrhundert mit seinen rasanten Entwicklungen in allen Lebensbereichen führte auch dazu, dass aus „Deutschsprachigen“, die außerhalb des Deutschen Bundes (1815–1866) oder des Deutschen Reiches (1871–1945) lebten, Angehörige „deutscher Minderheiten“ wurden. Dies geschah insbesondere dann, wenn die Autonomie ihrer Selbstverwaltungsgebiete aufgehoben wurde, innerhalb derer sie noch eine Mehrheit gebildet hatten.

Bezogen auf das gesamte Gebiet des jeweiligen Staates sanken sie nun - auch aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft — auf das Niveau einer „nationalen Minderheit“ herab oder assimilierten sich. Im Folgenden sollen die deutschen Minderheiten, die im östlichen Europa<sup>[1]</sup> leben, im Vordergrund stehen. Bezogen auf die Gegenwart sind damit in erster Linie jene Deutschen gemeint, die den Status einer „nationalen Minderheit“ im Sinne des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten des Europarates besitzen.<sup>[2]</sup> Anschließend soll auch kurz auf die Deutschen in Westeuropa und in „Übersee“ eingegangen werden. Für sie dient das Bekenntnis zur deutschen Herkunft, Sprache und Kultur als Bezugsrahmen. Geschichte der Deutschen im östlichen Europa Mittelalter bis 20. Jahrhundert Die östliche Grenze des „deutschen“

Sprachgebiets verlief um 1000 n. Chr. von Nord nach Süd entlang der Elbe-Saale-Böhmerwald-Linie. Östlich dieser Grenze lebten slawische Stämme, die sich zum Teil den römisch-deutschen Königen und Kaisern unterworfen hatten, oder die Magyaren, deren Herrscher ab dem Jahr 1001 als Könige von Ungarn den Donau-Karpatenraum regierten. Im 11. und 12. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung in Mittel- und Westeuropa aufgrund günstiger klimatischer und ökonomischer Bedingungen sehr stark. Als es in Westmitteleuropa keine ausreichenden Landerwerbsmöglichkeiten mehr für den Bevölkerungsüberschuss gab, kam ein Prozess in Gang, der als „deutsche Ostsiedlung“

bezeichnet wird.<sup>[3]</sup> Slawische Landesherren und die ungarischen Könige erkannten in dieser

Entwicklung die Chance, ihre relativ dünn bevölkerten und wirtschaftlich kaum erschlossenen Gebiete mit westlichen Bauern, Handwerkern, Kaufleuten oder Rittern besiedeln zu lassen. Gleichzeitig dehnten einige norddeutsche Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert sowie der Deutsche Orden im 13. und 14. Jahrhundert ihr Herrschaftsgebiet nach Osten aus, oft verbunden mit der gewaltsamen Mission der baltischen Völker. Diese Entwicklung war weder ein planmäßig umgesetzter „deutscher Drang nach

Osten“ zur Unterwerfung der slawischen Nachbarn, noch eine Erschließung „wüster, menschenleerer“ Gebiete durch „deutsche Kulturbringer“, wie es manche im Geiste des Nationalismus geführte Debatten im 19. und 20. Jahrhundert glauben machen wollten.

Die Siedlungswellen von West nach Ost führten dazu, dass im späten 14. Jahrhundert in Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Obersachsen, Schlesien und Ostpreußen, meistens aus dem Zusammenleben von Slawen und westlichen Siedlern, sogenannte deutsche „Neustämme“ entstanden, die in diesen Regionen die Bevölkerungsmehrheit stellten. In Böhmen und Mähren, in Westpreußen, im Baltikum (vor allem im heutigen Estland und Lettland), in der Zips (heutige Nordslowakei) oder in Siebenbürgen (heutiges Zentralrumänien) waren zahlreiche Landstriche von größeren deutschen Gruppen bewohnt, die dort Selbstverwaltungsgebiete besaßen und weitgehend die lokalen Eliten stellten. [4] Die großen Pestepidemien des späten Mittelalters und die im 16. und 17.

Jahrhundert erbittert geführten Kriege der europäischen Dynastien und Konfessionen führten dazu, dass aufgrund der enormen Bevölkerungsverluste keine neuen Siedlungsbewegungen entstehen konnten. Erst nach diesen Ereignissen ergriffen drei Herrscherhäuser erneut die Initiative. Die Hohenzollern machten nach dem Dreißigjährigen Krieg den Anfang mit der Ansiedlung neuer westlicher Siedlergruppen im Havelland, Pommern und Ostpreußen, später auch in Westpreußen. Die Habsburger begannen nach dem letzten großen Krieg gegen das Osmanische Reich (1716–1718) mit der planmäßigen Anlage von Siedlungen im ehemals osmanischen Ungarn, dessen zentrale und südliche Gebiete durch die „Türkenkriege“ weitgehend entvölkert waren. Die Aussiedlungswilligen begaben sich während des 18. Jahrhunderts in drei großen „Schwabenzügen“

auf den Weg, meistens über Ulm, entlang der Donau bis nach Ungarn. Dort wurden die später „Donauschwaben“ genannten Gruppen vor allem im Ungarischen Mittelgebirge (Zentralungarn), in der „Schwäbischen Türkei“ (Südungarn), in der Batschka (heutiges Nordwestserbien) und im Banat (heutiges Nordostserbien und Westrumänien) angesiedelt. Nach der ersten Teilung Polens 1772 erhielt die Habsburgermonarchie die Provinz Galizien (Südpolen), drei Jahre später die Bukowina vom Fürstentum Moldau. In beiden Gebieten entstanden rasch deutschsprachige Siedlungen, die mit Wien in engem Kontakt blieben. [5] Auch die Zarin Katharina II. („die Große“) ließ ab 1763 in Russland zahlreiche deutsche Kolonien an der unteren Wolga, im nördlichen Schwarzmeergebiet und bei Sankt Petersburg anlegen. Mit der Ausdehnung des Zarenreiches im 19.

Jahrhundert im Kaukasus und der Eroberung Bessarabiens 1812 entstanden auch hier deutsche Tochttersiedlungen. Nach dem verlorenen Krimkrieg 1856 lehnten die russischen Eliten eine weitere Ansiedlung Deutscher ab. Das sogenannte „Angleichsgesetz“ führte ab 1871 zu einer

schrittweisen Aufhebung der Selbstverwaltung der russlanddeutschen Kolonisten. Trotz einer allgemeinen „Russifizierung“ wuchs die Zahl der Deutschen im Zarenreich aufgrund der hohen Geburtenrate auf rund 2,4 Millionen an. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm der Anteil des deutsch-baltischen Adels an den politischen, administrativen und militärischen Eliten Russlands massiv ab, und auch die deutsch geprägten Städte in Est-, Liv- und Kurland verloren nach 1880 ihre Autonomie.

Dabei gerieten die Deutsch-Balten nicht nur durch die Einführung des Russischen unter Druck, sondern auch durch die Nationalbewegungen der Esten und Letten, die eine Gleichstellung mit der deutschen Oberschicht forderten. [6] Eine ähnliche Entwicklung betraf auch die Deutschen in Ungarn. Der sogenannte „Ausgleich“ des habsburgischen Kaisers mit dem ungarischen Adel teilte das Reich 1867 in eine österreichische und eine ungarische Hälfte. Im Königreich Ungarn begann ab 1875 eine verstärkte „Magyarisierungspolitik“, die bereits ein Jahr später zur Auflösung des Selbstverwaltungsgebietes der Siebenbürger Sachsen führte.

Dank ihrer starken wirtschaftlichen Stellung, die ein lebendiges Kulturleben und eigenständiges Bildungssystem garantierte, war die deutsche Minderheit in Siebenbürgen jedoch weniger intensiv von den Magyarisierungsmaßnahmen betroffen. Das deutschsprachige Schulwesen der rund zwei Millionen Donauschwaben wurde hingegen bis zum Ersten Weltkrieg durch ein magyarischsprachiges ersetzt. Die Budapester Bemühungen, einen homogenen Nationalstaat zu schaffen, obwohl die Magyaren nur rund 50 Prozent der Bevölkerung stellten, und die demonstrative Zurückhaltung Wiens in dieser Frage führten zu einer Anlehnung der sächsischen und schwäbischen Eliten an das Deutsche Reich. In der österreichischen Reichshälfte stellten die Deutschsprachigen mit etwa einem Drittel die relative Bevölkerungsmehrheit.

Sie lebten in den Alpen- und Donauländern sowie in Teilen der böhmischen Länder in geschlossenen Siedlungsgebieten, in Galizien und der Bukowina als kleinere Gruppen. Das Entstehen von Nationalbewegungen in allen Teilen des östlichen Europa führte zu einer Erschütterung des habsburgischen Vielvölkerreiches, das nach dem Ersten Weltkrieg in zahlreiche kleinere Staaten zerfiel, in denen die Deutschsprachigen lediglich in der Republik Österreich die Bevölkerungsmehrheit bildeten.[7] Zwischenkriegszeit Gemäß den Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages trat das Deutsche Reich 1919 größere Gebiete in seinen

Ostprovinzen an die neu entstandene Republik Polen ab, etwa die Provinz Posen oder Teile von Westpreußen und Oberschlesien. Auch in diesen Gebieten hatten die Abgrenzung zwischen den ethnischen Gruppen und vor allem die preußische Germanisierungspolitik den deutsch-polnischen Gegensatz verschärft. Dieser führte dazu, dass sich rund 850.000 Deutsche, die sich nun innerhalb der Grenzen des polnischen Staates wiederfanden, bis 1925 für eine Übersiedlung nach Deutschland entschieden.[8] Beim polnischen Zensus von 1931 wurden 741.000 deutsche Muttersprachler gezählt, die Angehörigen der „deutschen Nationalität“ wurden auf über eine Million Personen geschätzt. Mit 3,3 Millionen (1930) war die deutsche Minderheit in der 1918 gegründeten Tschechoslowakei wesentlich stärker. In den neu entstanden Staaten Estland, Lettland und Litauen lebten zusammen etwa 250.000 Deutsche. In

Ungarn bekannten sich 1930 rund 477.000 Menschen zur „deutschen Nationalität“, in Großrumänien waren es 745.000. Die deutsche Minderheit in Jugoslawien zählte etwa 500.000 Menschen.

Die politischen Vertreter der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa versuchten in der Zwischenkriegszeit deren Lage zu verbessern, unter anderem durch die Gründung eines eigenen europaweiten Interessenverbandes (Verband der deutschen Volksgruppen Europas). Dass die deutschen Minderheiten in der politischen Auseinandersetzung mit den Parteien der Mehrheitsgesellschaften oft als Repräsentanten des untergegangenen Habsburgerreiches oder des Kriegsverlierers Deutschland gesehen wurden und zahlreichen Schikanen ausgesetzt waren, stärkte insbesondere in der jüngeren Generation das Gefühl, eine Verbesserung ihrer Lage nur mit der Hilfe Deutschlands erreichen zu können.

[9] Dort hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg die Vorstellung einflussreiche Anhänger gewonnen, bei den deutschen Minderheiten jenseits der Reichsgrenzen handele es sich um „Auslandsdeutsche“, die nicht nur „im Erhalt ihres Deutschtums“ unterstützt, sondern auch in den Dienst des Reiches gestellt werden sollten. In diesem Sinne wollte das 1917 in Stuttgart gegründete Deutsche Ausland-Institut die Verbindungen dieser „Diaspora“ mit der „alten Heimat“ stärken. Da nach dem Ersten Weltkrieg die Zahl der deutschen Minderheiten im östlichen Europa beträchtlich gestiegen war (insgesamt auf etwa 8,5 Millionen), nahm auch in der Weimarer Republik das öffentliche Interesse an den „Auslandsdeutschen“ zu.

Insbesondere Organisationen, die revisionistische Ziele verfolgten, traten für ein Protektionsverhältnis gegenüber den „Grenzlanddeutschen“ ein, die in Gebieten wohnten, die vor dem Versailler Vertrag zu Deutschland gehört hatten. Die Ausreise dieser Deutschen in der unmittelbaren Nachkriegszeit nach Deutschland wurde im Reich durchaus kritisch bewertet, da sich damit die Chancen auf eine Revision der ungeliebten neuen Grenzen verschlechterten. [10] Diese Tendenzen verstärkten in den ostmittel- und südosteuropäischen Ländern die Ängste der Eliten vor einem Zerfall ihrer multiethnischen Staaten. Wie im Falle Ungarns vor dem Ersten Weltkrieg führte diese Wahrnehmung zu einer weiteren Einschränkung der politischen Partizipationsmöglichkeiten der Minderheiten.

Diese Spirale des gegenseitigen Misstrauens und die Verschlechterung der Lage der deutschen Minderheiten bereiteten einer jüngeren Generation von Politikern in den Reihen der „Auslandsdeutschen“ den Boden für neue, radikalere Wege. Nach 1933 kam es zu einer engen Vernetzung dieser Politikergeneration mit den nationalsozialistischen Kräften im Reich. Beiden gelang es innerhalb weniger Jahre, die politischen und gesellschaftlichen Strukturen der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa mit Berlin gleichzuschalten und die historisch gewachsenen Parteien und Vereine der „Volksdeutschen“ konsequent zu zerschlagen. Danach stellten sie die deutschen Minderheiten im vollen Umfang in den Dienst des von Deutschland verbrecherisch begonnenen und geführten Zweiten Weltkriegs.

Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit Dass es den Nationalsozialisten nicht darauf ankam, die Lage der Deutschen in ihren jeweiligen Heimatländern zu verbessern, sondern diese direkt als Ressource zum Erreichen ihrer Kriegsziele einzusetzen, wurde bereits kurz nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs deutlich. Unter Federführung des „Hauptamts Volksdeutsche

Mittelstelle“ wurden zwischen 1939 und 1941 etwa eine Million Deutschsprachige aus Estland, Lettland, Litauen, Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha, Südtirol und Krain umgesiedelt. Die aus Sicht Berlins „nicht überlebensfähigen Volkssplitter“ wurden - nach der Vertreibung polnischer und slowenischer Bauern - zum größten Teil in Regionen angesiedelt, die von Deutschland besetzt und in das Reichsgebiet eingegliedert worden waren.

Mit den Annexionen des „Sudetenlandes“ (1938), des „Protektorates Böhmen und Mähren“ (1939), des Memellandes (1939) und nach Kriegsbeginn der freien Stadt Danzig sowie westpolnischer und slowenischer Gebiete wurden über vier Millionen „Auslandsdeutsche“ wieder oder zum ersten Mal Bürger des Deutschen Reiches. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wurde im August 1941 durch Moskaus Erlass die deutsche Minderheit des Landes pauschal als „Volksfeind“ deklariert. Bis zu einer Million Deutsche wurden 1941/42 in die asiatischen Teile der Sowjetunion deportiert, wo sie - bei einer sehr hohen Sterblichkeitsrate - bis 1955 in Sonderlagern Zwangsarbeit verrichten mussten. Eine Rückkehr in ihre alten Siedlungsgebiete blieb verboten.[11]

Als die Rote Armee nach dem Sieg von Stalingrad 1943 in die Gegenoffensive überging und im Sommer 1944 an der Grenze Ostpreußens stand, fürchteten viele Deutsche Vergeltungsaktionen für Hitlers Angriffs- und Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion und die millionenfache Ermordung der jüdischen und slawischen Bevölkerung Europas. Allein zwischen August 1944 und Mai 1945 flohen etwa vier bis fünf Millionen Deutsche aus den Gebieten zwischen Ostsee und Adria. Nach dem Krieg beschlossen die Alliierten eine „Westverschiebung“ Polens - es musste seine Ostgebiete an die UdSSR abtreten und erhielt dafür die östlich der Oder und Neiße gelegenen Territorien Deutschlands, in denen es die aus Ostpolen vertriebenen Polen ansiedelte. Um diese Grenzziehung abzusichern, verfügten die Alliierten, die Deutschen aus den erwähnten Gebieten „auszuweisen“, sofern sie nicht bereits geflohen oder den sogenannten „wildem Vertreibungen“ 1944/45 zum Opfer gefallen waren. Diese Maßnahmen betrafen auch die Deutschen in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien sowie etwa die Hälfte der Ungarndeutschen. Von den mehr als 18 Millionen Deutschen, die vor 1939 östlich von Oder und Neiße gelebt hatten, starben rund zwei Millionen infolge von Flucht, Vertreibungen oder Deportationen in die Sowjetunion. Etwa zwölf Millionen erreichten bis 1950 die Bundesrepublik Deutschland und die DDR sowie etwa 400.000 Österreich. [12]

Um 1950 lebten vor allem im polnischen Oberschlesien, der slowakischen Zips, Ungarn, Rumänien und in den asiatischen Teilen der Sowjetunion noch über vier Millionen Deutsche. Ihnen galten zahlreiche diskriminierende Maßnahmen,[13] zudem wurden die deutschen Bildungs- und Kultureinrichtungen verboten. Lediglich in Rumänien wurde ein regimekonformes deutschsprachiges Unterrichtswesen geduldet. Die vor dem Krieg oft exponierte Rolle der Deutschen im Kultur- und Wirtschaftsleben wurde nun in ihr Gegenteil verkehrt, was dazu führte, dass ab 1950 insgesamt 4,5 Millionen Aussiedler und Spätaussiedler vor allem die Sowjetunion, Polen und Rumänien verließen.[14]

## Fußnoten

1. Der Begriff „östliches Europa“ umfasst die Großregionen Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa.
2. Zum Begriff „Minderheit“ vgl. Georg Kneer, Nationalstaat, Migration und Minderheiten, in: Armin Nassehi (Hrsg.), Nation, Ethnie, Minderheit, Köln u.a. 1997, S. 85–102.
3. Grundlegend zur Geschichte der Deutschen im östlichen Europa: Sabine Doering/Matthias Weber (Hrsg.), Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de> ; Matthias Weber, Deutsche Minderheiten in der europäischen Siedlungsgeschichte, in: Christoph Bergner/ders. (Hrsg.), Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland, München 2009, S. 33–45.
6. Vgl. ebd., S. 85–134.
7. Vgl. Gündisch (Anm. 4), S. 467ff.
8. Vgl. Jochen Oltmer, Deutsche Zuwanderer aus den nach dem Ersten Weltkrieg abgetretenen Gebieten in Deutschland, in: Klaus J. Bade et al. (Hrsg.), Enzyklopädie Migration in Europa, Paderborn u.a. 2013, S. 525–529.
9. Vgl. Weber (Anm. 3), S. 39ff.
10. Vgl. Cornelia Eisler, Auslandsdeutschtum, in: Doering/Weber (Anm. 3); Dirk Hoerder, Geschichte der deutschen Migration, München 2010, S. 86f. 11. Vgl. Alfred Eisfeld, Vom Stolperstein zur Brücke - Die Deutschen in Russland, in: Bergner/Weber (Anm. 3), S. 79–85. 12. Vgl. Klaus J. Bade/Jochen Oltmer, Aussiedlerzuwanderung und Aussiedlerintegration, in: dies. (Hrsg.), Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa, Göttingen 2003, S. 18f. 13. Vgl. Weber (Anm. 3), S. 35–42. 14. Vgl. Gündisch (Anm. 4), S. 469ff. OSO Dieser Text ist unter der Creative Commons Lizenz veröffentlicht. by-nc-nd/3.0/ Der VS Name des Autors/Rechteinhabers soll wie folgt genannt werden: by-nc-nd/3.0/ Urheberrechtliche Angaben zu Bildern / Grafiken / Videos finden sich direkt bei den Abbildungen.

# Florian Kühner-Wielach: Wer oder was sind die deutschsprachigen Altösterreicher?

*Eine Annäherung · Kärnten Dokumentation, Band 40, S. 101–107*

---

Das Ende des Ersten Weltkriegs war das Ende einer Epoche. Deutschland verlor Gebiete im Osten und im Westen, die Donaumonarchie zerfiel, Österreich und Ungarn wurden auf Rumpfstaaen reduziert. Neue Staaten entstanden, Kleinstaaten vergrößerten sich, zumal in Mitteleuropa: Die Tschechoslowakei, Polen, das Königreich der Serbien, Kroaten und Slowenen und „Großrumänien“ traten das Erbe der Donaumonarchie an. Die Pariser Friedensverträge wurden von den Verliererstaaten als ungerechtes Diktat empfunden. Die neue Republik durfte sich nicht Deutsch-Österreich nennen, zudem wurde den überwiegend deutschsprachigen Regionen der böhmischen Länder ein „Anschluss“ untersagt. Österreich selbst durfte kein Teil Deutschlands werden, obwohl es für diesen Schritt viele Befürworter gab. Unsicherheit an allen Ecken und Enden, die Grenzen volatil: Volksabstimmungen in Vorarlberg (1919) und Kärnten (1920); der südliche Teil Tirols, das Kanaltal und die Untersteiermark gingen verloren. Immerhin: Im Osten wurden Teile Westungarns zum Burgenland. Offiziere und Beamte aus allen Regionen der zerfallenen Donaumonarchie rückten ins Restösterreichische ein. In ganz Ostmittel- und Südosteuropa aber blieben deutschsprachige Menschen zurück, die sich mit ihren neuen Vaterländern arrangieren mussten. Das idealistische Konzept vom Selbstbestimmungsrecht der Völker ging nur bedingt auf. Die Nachfolgestaaten der Donaumonarchie hielten sich für Nationalstaaten, waren aber, blickt man auf ihre ethnische und konfessionelle Zusammensetzung, eigentlich Nationalitätenstaaten. Darum wurden die Pariser Friedensverträge von Minderheitenschutzverträgen flankiert, gleichsam der moderne Minderheitenschutz erfunden. Deutschland sah sich zunehmend als „Mutterland“ für alle Auslandsdeutschen an, bald kam auch der Begriff der Volksdeutschen auf. Dem neuen, verkleinerten Österreich aber fehlte die Kraft, sich für „seine Leute“ in den böhmischen Ländern und im Donau-Karpaten-Raum einzusetzen. Die posthabsburgische Lage verweist somit auf zwei großen Fragen, die sich stellen, wenn – heute – von „deutschsprachigen Altösterreichern“ die Rede ist: Wer ist mit „deutschsprachig“ gemeint und wie könnten sich die „Altösterreicher“ begrifflich fassen lassen? Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

## Wo liegt Altösterreich?

Der Begriff „Altösterreich“ hat eine lange und in der Bedeutung wechselhafte Existenz. In der Regel war ein untergegangener staatsrechtlicher Status gemeint, wenn man von einem „Alten Österreich“ sprach: Nach der Gründung des österreichischen Kaiserreichs (1804) und dem formalen Ende des Heiligen Römischen Reiches (1806) bezog man sich rückblickend auf den „Österreichischen Reichskreis“, der zur mittleren Organisationsebene des untergegangenen Reiches, den zehn Reichskreisen, gehörte. Als der österreichisch-ungarische Ausgleich (1867) den staatsrechtlichen Aufbau der Donaumonarchie grundlegend änderte, indem die Doppelmonarchie geschaffen wurde, konnte mit „Altösterreich“ auch die Phase von 1804–1867 gemeint sein. Nach 1918 beschränkte sich der Begriff oft auf „Cisleithanien“, die „im Reichsrat

vertretenen Königreiche und Länder“, wie die österreichische Reichshälfte bis 1915 offiziell hieß. (Ab dann wurde dieser Teil auch offiziell „Österreich“ genannt.) Nichtsdestotrotz wurde und wird auch gerne die gesamte österreichisch-ungarische Doppelmonarchie mit dem Attribut „altösterreichisch“ versehen, insbesondere wenn es um die Beschreibung eines erinnerten Lebensgefühls in einer untergegangenen Lebenswelt geht. In diesen Momenten wird Altösterreich zum Synonym für das notorische, literarische Kakanien. Wie auch immer der Bezugsrahmen sich zeigt: Altösterreich findet vor allem in der Erinnerung statt.

## **Wer sind die Altösterreicher?**

Wer könnte denn nun als Altösterreicherin bzw. Altösterreicher gelten? So wie der Altösterreich-Begriff vielfältig und situationsbezogen, mitunter absichtsvoll eingesetzt wurde und wird, muss auch die Antwort auf die Frage nach einer eventuellen altösterreichischen Identität aus verschiedenen Perspektiven entwickelt werden. Es ist bekannt, dass sich der 1941 im Übermurgebiet (Prekmurje) geborene slowenische Staatspräsident Milan Kučan gegen einen auf die deutschsprachigen Bevölkerungsteile verengten Altösterreicher-Begriff wandte: „Altösterreicher sind wir alle!“, soll er gesagt haben, was jedoch weniger auf einen nostalgisch-identitären Impetus abzielte, sondern als kritischer Beitrag zur Diskussion um die offizielle Anerkennung der deutschsprachigen Minderheit in Slowenien zu interpretieren ist. Viele „nicht-deutsche“ Biografien Mitteleuropas sprechen tatsächlich dafür, den Altösterreicher-Begriff nicht zu sehr zu verengen. So rief beispielsweise der Siebenbürger Rumäne und spätere rumänische Ministerpräsident Alexandru Vaida-Voevod noch 1916 in einem Aufsatz zur absoluten Kaisertreue auf, was ihm im späteren innerrumänischen Diskurs den Ruf eines „Wiedergängers der

Habsburgtreue“ einbrachte. Wie könnte man ihm, auch wenn er kein österreichischer, sondern ungarischer und dann rumänischer Bürger war, das Prädikat „altösterreichisch“ verwehren? (Falls er es überhaupt einfordern würde.) Noch schlüssiger mag sich das Attribut an Namen und Titel fügen, wenn die Rede von Offizieren und Beamten ist. Meist auch noch mit einem Adelstitel ausgestattet, stehen die Angehörigen dieser berufsbiografischen Kategorien wie kaum andere für die alte Ordnung, ein kakanisches Lebensgefühl. Oft ist die Frage nach einer (!) „Muttersprache“ bei diesen Männern und ihren Familien nicht eindeutig zu beantworten, auch wenn das Deutsche stets eine zentrale Rolle spielte. Eindeutig ist in der Regel ihre Verankerung im Habsburgischen. Dementsprechend orientierungslos zeigten sich viele dieser Menschen nach 1918. Sie landeten zwar oft im neuen Österreich, oft blieb aber ein Gefühl der Heimatlosigkeit, die mitunter in künstlerische Produktivität kanalisiert wurde. So wie der in Czernowitz geborene Georg Drozdowski (1899–1987): Vater Offizier mit polnischen Wurzeln, Mutter aus Frankreich, Gymnasium in Wien, Fähnrich an der Italienfront, Rückkehr ins nunmehr rumänisierte Czernowitz, das nun Cernăuți hieß, Bankbeamter ebendort, 1940 als Umsiedler „Heim ins Reich“ geholt, Dienst bei der Luftwaffe, in Kärnten gelandet, wo er sich – wie schon nebenbei in seiner Czernowitzer Zeit – bis zu seinem Lebensende vor allem der Kulturarbeit und Publizistik widmete. Es fällt schwer, den Neuklagenfurter Drozdowski nicht als „Altösterreicher“ zu bezeichnen. Kann man aber auch als Altösterreicher wahrgenommen werden, wenn man nicht „Heim ins Österreich“ gefunden hat? So wie die in der Bukowina

geborene Holocaustüberlebende Rose Ausländer (1901–1988), die Lyrikerin von Weltrang, die auf die Optionen Übersee und Israel für einen Neuanfang verzichtete und – nach einer kurzen, enttäuschenden Zeit in Wien – bis zu ihrem Lebensende in Düsseldorf wohnte? Eindeutig ist ihre regionale Prägung, die „grüne Mutter Bukowina“ begleitet sie durch ihr vielbändiges Werk. Sie schrieb aber auch von der „österreichlosen Zeit“ und meinte damit die Epoche vor der Katastrophe, die nach 1918 auch über die Juden Habsburgs kam. Aber wäre sie mit dem Attribut „Altösterreicherin“ glücklich? Ähnliche und andere Fragen wirft auch ihre Dichterkollegin Ingeborg Bachmann (1926–1973) auf: In ihrem Werk offenbart sie einerseits mit einiger Konsequenz eine (post)kakanische Sehnsuchtslage. Aber ihre Österreichidee als altösterreichisch zu bezeichnen, ginge wohl an der Intention der Autorin vorbei ... oder doch nicht? Österreich habe es nie gegeben, meinte Bachmann in einem dokumentierten Gespräch, aber „der wirkliche Name war immer ‚Haus Österreich.‘ Ich komme aus dieser Welt, obwohl ich geboren wurde, als Österreich schon nicht mehr

existierte. Doch unterirdische Querverbindungen gelten für mich immer noch, und die geistige Formation hat mir dieses Land, das keines ist, gegeben.“ Die andere Frage wäre, ob Bachmann als in Klagenfurt geborene „Binnenösterreicherin“ denn überhaupt als Altösterreicherin firmieren dürfte (wenn sie es denn wollte). Denn zweifellos ist der Begriff eng mit den „verlorenen“ Gebieten verbunden, mit Kronländern und Provinzen, Grenzlagen und Vorposten, Generationalität und Mobilität, Plurikulturalität und Heimat(losigkeit)en. Es scheint auf die inneren wie äußeren Peripherien hinauszulaufen, also irgendwie immer auf den Ostgalizier Joseph Roth (1894–1939) und seine in diversen Kronländern wirkenden Freiherren von Trotta aus dem legendären „Radetzky marsch“. Einspruch, würde der geborene Wiener in Gestalt des Anton Wildgans (1881|1932), sein Österreichisches Credo von 1920 zitierend, rufen: Euch singe ich, ihr künftigen Geschlechter / Von denen, die schon fast vergangen sind / Als ihrer einer, der ich bin: ein echter / Altösterreicher und ein Wiener Kind. Angesichts eines kaum zu verdrängenden Anschlusswunsches an Deutschland, der sich in nahezu allen Schichten und Lagern breitmachte, wusste er, dass es unter posthabsburgisch-republikanischen Verhältnissen keinen österreichischen Menschen ohne eine altösterreichische Prägung geben konnte. Heute wird der Begriff der Altösterreicher auch zunehmend in Zusammenhang mit jüdischen Vertriebenen und Holocaust-Überlebenden in Israel und in Übersee verwendet. Der zeitliche und staatsrechtliche Bezugsrahmen verschiebt sich in diesem Fall: Meist geht es um jüdische Menschen, die noch in der Zwischenkriegszeit in Österreich lebten, bis ihre Verfolgung einsetzte. Das damalige wie heutige Bundesgebiet stellt den Referenzrahmen dar, auch ganz konkret für die Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Kulturell gesehen wird die betroffene Generation jedoch offenbar eher als (post)habsburgisch denn österreichisch-republikanisch identifiziert – anders ließe sich die Zuschreibung des „Altösterreichischen“ kaum schlüssig erklären.

## **Deutsch vs. deutschsprachig**

„Deutsches“ im Österreichischen zu sehen war bis in die Zwischenkriegszeit hinein eine übliche, nicht von einer einzigen Ideologie vereinnahmte Perspektive. Auch Wildgans sprach von den Deutschen Österreichs, wenn er die Gründer der Ersten Republik meinte, rückte aber bewusst

das spezifisch Österreichische in den Bachmanns „Malina“. In: Modern Austrian Literature, Vol. 30 (1997) Nr. 3/4, Special Issue: Austria in Literature, S. 170–184, hier: S. 177. Vordergrund. Bekannt ist auch, dass Engelbert Dollfuß in seiner Trabrennplatzrede 1933 nicht nur von einem „sozialen“ und „christlichen“, sondern auch von einem „deutschen“ Staat Österreich sprach. Parallel zur Umsetzung dieser Vision einer ständischen Diktatur, die starke Anleihen am Faschismus zu nehmen versuchte, wandte man sich auch verstärkt den „Volksdeutschen“ zu, die nach wie vor auf dem Territorium der untergegangenen Donaumonarchie lebten. Ab 1934 sollten sich diesen Themen eine „Arbeitsgemeinschaft für das Auslandsdeutschtum“ und ein „Österreichischer Verband für volksdeutsche Auslandsarbeit“ widmen – nicht zuletzt, um der immer stärker werdenden deutschnationalen bzw. nationalsozialistischen Konkurrenz um diese Menschen im Südosten entgegenzuwirken. Österreich nahm nun eine seltsame Doppelposition ein: Aus Sicht des „Dritten Reiches“ waren die Österreicher nichts anderes als Angehörige eines der deutschen „Stämme“ (immerhin ein besonders bedeutender). Der Neuösterreicher wurde also selbst zum Zielobjekt der nationalsozialistischen Volkstumsarbeit. Gleichzeitig wollte der Staat Österreich nun auch ein Mutterlandsangebot für die „Volksdeutschen“ habsburgischer Prägung legen. Gemeint waren aber nur jene Altösterreicher, die man bereits in der Monarchie als „christlich-deutsch“ zu definieren begonnen hatte, um sich von den deutsch(sprachig)en Juden zu unterscheiden. Aus religiös-ethnischer wurde bald „rassische“ Abgrenzung – das Bekenntnis zur deutschen Sprache und Kultur, wie es viele habsburgische Juden abgelegt hatten, zählte nichts mehr. Wie also mit den Begriffen „deutsch“ und „deutschsprachig“ umgehen? Einerseits hieß Deutsch-Sein nicht immer, dass auch die Sprache beherrscht wurde. Beispielsweise hatten sich viele Deutsche in Ungarn sprachlich assimiliert, nachdem der Magyarisierungsdruck stetig anstieg. Für viele Menschen stellte die Assimilation den Schlüssel zum gesellschaftlichen Aufstieg dar. Nach dem Ersten Weltkrieg waren also viele der Siedler an der Donau das, was man als „ethnisch deutsch“ bezeichnen kann – aber eben nicht mehr deutschsprachig. Andererseits würde man auf den zeitgenössischen rassistisch-antisemitischen Zug aufspringen, bezeichnete man jenen Teil der habsburgischen Juden, der sich der deutsch-österreichischen Kultur zugehörig fühlte, nicht als deutsch, sondern „nur“ als deutschsprachig. Man denke an Persönlichkeiten wie den deutsch-österreichisch-jüdischen Arzt, 1848er-Revolutionär und später auch als staatlicher Berater hochgeschätzten Adolf Fischhof (1816–1893). Oder an den 1857 geborenen „altliberalen Großösterreicher“ Samuel Steinherz, renommierter Historiker und Rektor der deutschen Universität in Prag (1922), der sich selbstverständlich als Deutscher fühlte – bis ihm deutschnationale und christlich-soziale Studenten

dieses Sentiment auszutreiben versuchten. Trotzdem starb mit ihm 1942 im Ghetto von Theresienstadt wohl ein „deutscher Altösterreicher“. Nach der Shoa ist von „deutschen Juden“ allerdings weniger die Rede – „deutschsprachig“ ist das Attribut, auf das man sich aus nachvollziehbaren Gründen tendenziell geeinigt hat. Mit den Worten Rose Ausländers ausgedrückt: Mein Vaterland ist tot / sie haben es begraben im Feuer / Ich lebe in meinem Mutterland / Wort. Mit dem Ende des „Dritten Reichs“ und der Errichtung der Zweiten Republik erfolgte ein weiterer identitätsmäßiger Paradigmenwechsel: Das Österreichische sollte in den Vordergrund rücken, das Deutsche zurückgedrängt werden. Die Vertriebenen deutscher

Zunge wurden aber weiterhin regelmäßig als „Volksdeutsche“ bezeichnet. Nur kurz diskutierte man 1946 über den Begriff des „Volksösterreichers“, wie er in den „Österreichischen Monatsheften“, einer Debattenzeitschrift der ÖVP, vorgeschlagen wurde: „Mit dem Namen ‚Volksösterreicher‘ sollen alle jene gekennzeichnet werden, welche die deutsche Sprache sprechen, deren geschichtliche und kulturelle Verbindung aber nach Wien und Oesterreich zeigt und die in den Jahrhunderten einer gemeinsamen und stolzen Staatlichkeit Freud und Leid mit uns geteilt haben.“ In der „Österreichische Zeitung“, dem offiziellen Organ der sowjetischen Besatzungsmacht, lässt sich nachvollziehen, wie der Begriff gleichsam hoch offiziell verworfen wurde: Er sei nichts anderes als ein „chauvinistischer Homunkulus“, der auf dem fatalen Gegensatz zwischen Volk und Staat aufbaue, wie ihn die Nationalsozialisten formuliert und gelebt hätten. Als sich 1954 der Verband der Volksdeutschen Landsmannschaften Österreichs (VLÖ) gründete, war von „Volksösterreichern“ zwar längst keine Rede mehr – die Definition dieses Konzepts traf aber letztlich genau auf die „Zielgruppen“ des Verbandes zu. Zum Begriff des „Volksdeutschen“ trat in der Nachkriegszeit jedoch der des „Altösterreichers“ hinzu. Vor allem in den letzten Jahrzehnten bekamen die „Altösterreicher“ den Zusatz „deutscher Muttersprache“ bzw. „deutschsprachig“. „Volksdeutsche“ verwendet man kaum noch. 2014 ändert auch der VLÖ seinen Namen in Verband der deutschen altösterreichischen Landsmannschaften in Österreich. Die Attribute „deutsch“ und „deutschsprachig“ werden auf der Website und bei den Veranstaltungen jedoch parallel verwendet.

Zitiert nach: H. Herbert: „Volksösterreicher“ – ein chauvinistischer Homunkulus. In: Österreichische Zeitung, 30.5.1946, S. 4. Ebenda.

## Conclusio

Der historische Blick zeigt, dass sich die Bedeutung der Begriffe „deutsch“, „deutschsprachig“, „Altösterreich“ und „Altösterreicher“ über die Epochen gewandelt hat. Die Antwort auf die Frage, wie diese Begriffe zu verstehen seien, muss also den jeweiligen geschichtlichen Rahmen berücksichtigen. Die Frage, wer denn die „deutschsprachigen Altösterreicher“ heute seien, muss somit auch auf die aktuelle Sprachpraxis Bezug nehmen. So kann es sich bei den deutschsprachigen Altösterreichern um Bewohner der Donaumonarchie deutscher Mutter- bzw. Bildungssprache und maßgeblich habsburgischer Prägung handeln, deren Heimat- bzw. Herkunftsregionen sich nach dem Ersten Weltkrieg außerhalb der Grenzen des österreichischen Bundesgebiets befanden. Eine solche Definition ermöglicht es, an konkreten historischen oder zeitgenössischen Fragestellungen zu arbeiten. Sie bleibt aber mitunter eine Zuschreibung, ein Exonym, kann als vereinnahmend wahrgenommen werden. Umso wichtiger ist es zu verstehen, dass vom Konzept des „deutschsprachigen Altösterreichers“ keine Eindeutigkeiten zu erwarten sind. Das hat es mit den Biografien gemeinsam, die es zu umfassen versucht.

## Wichtige und machtvolle Theaterinszenierung von Bauers Roman über das Schicksal der deutschen Minderheit in Kroatien

*Im Osijeker Nationaltheater wurde das Drama „Heimat, Vergessen“ nach dem Roman von Ludwig Bauer inszeniert · Deutsches Wort / Njemačka riječ 131 (Dezember 2025), S. 4–7 · Neu gesetzt 2026*

---

In dem Kroatischen Nationaltheater in Osijek fand am Donnerstag, den 13. November, die Uraufführung der Dramatisierung des wichtigen und mit zahlreichen Preisen gekrönten Romans „Heimat, Vergessen“ von Ludwig Bauer, einem der hervorragendsten kroatischen Schriftstellern und zwar deutschen Stammes, statt. Die Regie unterzeichnet Jasmin Novljaković, der zusammen mit dem Autoren des Romanes auch seine Dramatisierung vorbereitete. Diese dynamische Vorstellung wurde von dem großen Ensemble des Osijeker Nationaltheaters (HNK) getragen, mit sogar 28 Schauspielern, während die anspruchsvolle Szenographie der Vorstellung, die fast drei Stunden dauert, der bekannte kroatische Szenograph Zlatko Kauzlarić Atač unterzeichnet. Schon selbst die Aufgabe der Dramatisierung des umfangreichen Romanes von Bauer forderte eine außergewöhnliche Anstrengung, weil damit eine Geschichte in sogar fünfzig Bildern erzählt wurde, die sich in filmmäßigen Fluss reihen, bei den Songs von Ivana Medić (unter ihnen sind auch die bekannten Lieder von Nina Hagen und Nena in deutscher Sprache), welche eindrucksvolle musikalische Verbindungen schaffen (die Musik unterzeichnet Ana Stanković). Bauers

Roman ist nämlich ein kolossales Werk nicht nur der kroatischen sondern auch der donauschwäbischen Literatur, das als bester Roman 2011, unter anderem, auch mit den respektablen literarischen Preisen Kiklop, Fran Galović und Meša Selimović belohnt wurde. Bauer ist sicherlich der größte lebende Schriftsteller des donauschwäbischen Kulturkreises, wovon auch der Donauschwäbische Kulturpreis zeugt, der ihm 2021 von dem deutschen Bundesland Baden-Württemberg verliehen wurde. Seine Dramatisierung anzugehen ist sicherlich, schon für sich selbst, ein Akt des Mutes, und es zeigte sich, dass die konkrete Dramatisierung des Romanes

„Heimat, Vergessen“ ein Volltreffer ist. Bauer stellt in den Mittelpunkt seines Romanes „Heimat, Vergessen“ das Schicksal eines einfachen Menschen im Mahlgang der totalitären Ideologien (was das Merkmal einer Reihe seiner Prosawerke ist), ihm ergiebig eigene Lebenserfahrung hinzufügend und von konkreten und wahrhaftigen Personen sprechend, was so den Roman wie auch das Drama autobiografisch macht. Die Hauptfigur wurde von deutschen Eltern geboren, als Angehöriger des „falschen“ Volkes, was das Schicksal (lies: Regime) versucht „richtigzustellen“, durch eine Adoption und Erziehung seitens ideologie- und nationalitätsmäßig „richtigen“ Ziehmutter und Ziehvater, Partisanen. Die Last der aufgedrängten Identität zerfällt schnell und leicht, aber schmerzhaft, durch sein Erwachsen, bringt Traumata mit

sich und drängt ihm eine ständige Suche nach sich selbst durch Überprüfung und Erforschen des Raumes der Freiheit und sein Mäandrieren zwischen offenen Angriffen der Gesellschaft auf seinen Selbstwert auf. Für eine Einzelperson mit solchen Kennzeichen, die gerade ihren richtigen, ungünstigen und nicht erfundenen, Namen tragen will, ist jeder Weg schwierig und

ungewiss, liefert ihn gnadenlosen Regeln der totalitären Ideologien aus, welche, trotz offiziellen Deklarationen und Proklamationen, in ihrem Wesen freiheitslos, ausschließend, nationalistisch sind und weder Kreation noch freie Gedanken des Individuums dulden.

„Er gehört nicht zu ihnen, aber auch nicht zu uns“, das ist die schmerzhaft und bittere Zusammenfassung des primitiven Verhältnisses der autoritären Regime gegenüber jeglichem freidenkendem Individuum, welche die meisten Zuschauer dieses Dramas mit sich nehmen müssen, damit sie sich ihre Bösartigkeit in der Rückblende eigener Lebenserfahrungen bis zum Ende bewusst machen können. Der Regisseur Novljaković respektiert Bauers Grundgeschichte, in ihrem Mittelpunkt steht der Leidensweg der deutschen Bevölkerung in Kroatien und Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg (gerade im Jahr, in welchem unsere deutsche Gemeinschaft in Kroatien und in den anderen Ländern im Osten Europas den 80.

Jahrestag ihrer organisierten Vertreibung und ihres Leidensweges begeht), sowie die Nachkriegserfahrungen in der Tschechoslowakei und dem geteilten Deutschland, aber er erweitert durch seine dramaturgische Eingriffe und lesbare Regiseurhandschrift erfolgreich diesen Mittelpunkt auch auf andere Opfer der

totalitären Regime, der Geschichte einen zusätzlichen Stempel der Echtheit und Aktualität verleihend. Eine große Arbeit leistete das Ensemble des osijeker Kroatischen Nationaltheaters (HNK). Die dreistündige Vorstellung läuft dynamisch und flüssig, ohne Leerlauf, die verspielten Schauspieler weben durch ungefähr 40 Gestalten ein Netz von Menschenschicksälen, die wir leicht erkennen und verstehen werden. Die größte Last wurde von dem jungen Schauspieler Antonio Jakupčević getragen, der als

Lukijan, bzw. Ludwig, Stützpfiler der meisten von ungefähr fünfzig Szenenbilder ist. Sein Angehen dieser Rolle ist tief durchdacht, aber nicht bis zu Ende ausgesprochen, und gerade deshalb ist er für uns authentisch und annehmbar, steht uns nahe und ist verständlich. Auf der Flucht vor vollkommener Selbstbeobachtung hat Jakupčević eine lesbare und aktive Figur geschaffen, welche, trotz ihren Bemühungen und logischem Bedenken der auf sie lauenden Gefahren, verwundbar und emotional ist und dadurch füglich für

unbarmherzige Fallen, welche den Einzelpersonen von totalitären Systemen gestellt werden, um sie zu einem unpersönlichen Element gehorsamer Kollektivitäten zu machen. Mit dieser Rolle ordnete er sich in die Spitze der kroatischen Schauspielern jüngerer Generation ein.

Beim vorzüglichen Spiel des Ensembles hoben sich mit ihren Rollen besonders auch die junge Antonia Mrkonjić, die komplexe Gestalt der Ziehmutter Mila darstellend, sowie Ivan Ćaćić in der Rolle des Ziehvaters Mile hervor. Einen kräftigen Episodenblitz leistete auch die Doyennin des osijeker Theaters Anita Schmidt, mit einem fast „Salvenspiel“ in der Rolle der Mutter einer der Frauen, die Ludwig nicht gegönnt waren. Das war ganz genügend dazu, dass uns die, vor kurzem pensionierte, Primadonna des Dramas des Kroatischen Nationaltheaters (HNK) an ihre große Rollen und an den Schwung, mit welchem sie diese trägt, erinnert. Nach den Dramatisierungen von „Unterstadt“ von Ivana Šojat und „Donjodravske obale“ von Drago Hedl, ist

das die dritte Dramatisation von einem Werk im osijeker Volkstheater, welches das historische Schicksal der deutschen Gemeinschaft in Kroatien behandelt. Von wem sonst könnten wir das

erwarten, wenn nicht von dem Nationaltheater in Slawonien und in Osijek, die dieses Thema am besten und am aufrichtigsten verstehen, weil es Teil ihrer Geschichte und ihrer reichhaltigen multiethnischen Kulturidentität ist? Es steht außer Frage, dass diese Vorstellung des osijeker Kroatischen Nationaltheaters (HNK), welche auf Initiative seines Intendanten Vladimir Ham entstanden ist (der dazu auch der

Präsident unserer Deutschen Gemeinschaft ist), einen Erfolg beim Publikum und den Kritikern erleben und sich in der diesjährigen Produktion der kroatischen Theatern sichtbar hervorheben wird. Zu erwarten ist, dass sie auch auf den Szenen anderer kroatischen Nationaltheatern gespielt wird (was zu einem guten Brauch wurde, gefördert seitens des Ministeriumes für Kultur und Medien, das den Staat als ihren gemeinsamen Mitgründer darstellt). Trotz der Tatsache, dass sie technisch anspruchsvoll ist und von einem großen Ensemble getragen wird, wäre es Gold wert, wenn sie nebst einiger Modifikationen, auch für Gastspiele in anderen kleineren Theatern sowie für Gastspielen bei Theater- und Kulturfestivalen, wie dem Osijeker Kultursommer, Spliter Sommer und der Dubrovniker Sommerspiele, befähigt würde. Wir hoffen, dass dieser Dramatext auch die Aufmerksamkeit einiger ausländischen Theater anziehen wird, insbesondere wenn es um Szenen in Österreich und Deutschland geht, die früher Interesse für kroatische Dramawerke zeigten. Denn dieses hochwertige Theaterereignis ist ein kraftvolles Bindeglied zwischen der kroatischen und deutschen Kultur.

# Apatin: eine Arche für die Kultur der Donauschwaben

10. April 2016 von Ralph Menz

Sombor-Blog: <http://sombor-blog.de/apatin-eine-arche-fuer-die-kultur-der-donauschwaben/>



Boris Mašić baut in Apatin das Kirchenmuseum auf. Er sammelt und rettet so die letzten materiellen Zeugnisse der Kultur der Donauschwaben in der Batschka.

Die Kultur der Donauschwaben in der Vojvodina wird untergehen. Darin ist sich Boris Mašić sicher. Doch er will retten, was noch zu retten ist. Mit seinem Kirchenmuseum in Apatin schafft er eine Arche,

damit Kultur und Erinnerungen nicht ganz verschwinden.

Boris ist ein Getriebener. Sein Gegner ist die Zeit. Die Zeit, die vergessen und verschwinden lässt.

Es sind die Zeugnisse seiner Vergangenheit und die Geschichte seiner Ahnen, der Donauschwaben in der Vojvodina, die verschwinden. Tag für Tag. Das will er nicht zulassen. Noch nicht. Darum kämpft er. Rastlos.

Boris ist Deutsch-Lehrer und lebt in Apatin an der Donau. Seine Kinder sind die 13. Generation, seitdem seine Vorfahren einst in Apatin ankamen und dort siedelten. Noch immer wohnen sie im selben Haus.

Damals wurden von der Habsburger Kaiserin Maria Theresia nach dem Türkenkrieg viele Dörfer in der Region wiederbesiedelt. Apatin wurde das pulsierende Herz der donauschwäbischen Siedlungsgebiete. Doch davon ist heute kaum noch etwas zu sehen. Die Spuren, die es noch gibt, trägt Boris in der Herz-Jesu-Kirche, einer von zwei katholischen Kirchen in Apatin, zusammen.

## Ein kleines Holzkreuz aus dem Internierungslager

Es sind ganze Bibliotheken und Archive, persönliche Dokumente wichtiger Persönlichkeiten und Relikte aus den zerstörten Kirchen der Donauschwaben, die Boris sammelt. „Ich muss retten, was noch zu retten ist. Morgen ist es vielleicht schon zu spät“, sagt er. Viele Dokumente seien auch für die deutsche Geschichte bedeutsam.

Bücher aus mehreren Jahrhunderten hat Boris Mašić in Apatin gesichert. Oft ist er überrascht, welch naturwissenschaftliches und medizinische Wissen die Kirchenleute hatten.



Rund 60.000 Bücher hat er schon zusammengetragen. Viele noch unsortiert. Etliche vom Schimmel befallen. Sie erzählen ebenso die Geschichte von der Blütezeit der Donauschwaben in der Region wie die vielen Relikte aus den Kirchen.

Vor dem Ersten Weltkrieg lebten in der Vojvodina rund 500.000 Donauschwaben. Heute sind es noch rund 4000. Der Niedergang begann nach dem Zweiten Weltkrieg, als Titos Partisanen sich für die

Zusammenarbeit von Donau-Deutschen mit Hitlers Wehrmacht und die Besatzung rächten. Hunderttausende wurden in Lager interniert, vertrieben oder umgebracht.

Aus dieser Zeit stammt auch ein kleines geschnitztes Holzkreuz, das Boris aufbewahrt. Gefertigt hat es ein 14-jähriger Junge im Internierungslager Gakovo bei Sombor. Es trägt die Inschrift „Mein Herr und mein Gott“. Boris: „Es ist eine Seltenheit, dass aus den Lagern noch etwas vorhanden ist. Das Kreuz ist geblieben. Der Junge ist gestorben und im Massengrab beigesetzt.“

## Der Schock: die brennende Kirche von Sentiwan

Doch der tagtägliche Verlust an Kulturgut halte bis heute an, sagt Boris. Darum ist er auch fast jeden Tag unterwegs, um Dokumente und Kirchenrelikte zu retten.

Nachdem Boris das Licht angeknipst hat, gehen wir in der Herz-Jesu-Kirche hinauf auf die Emporen. Dort stellt er seine Fundstücke aus: Bücher, Protokolle, Zeichnungen, Skizzen, Kirchengewänder und Figuren aus den zerstörten Kirchen der Region finden sich dort. Auch Teile von Altären oder Kanzeln erinnern an längst vergangene Bauwerke.



Dieser Sekretär und rund 400 Bücher stammen aus dem 18. Jahrhundert und gehörten einem Apatiner Pfarrer.

Immer wieder erzählt er von der katholischen Kirche in Sentiwan, heute Prigrevica, rund vier Kilometer von Apatin entfernt. Die prachtvolle Barockkirche von 1763 sei während des Krieges mit Kroatien 1991 von serbischen Paramilitärs geplündert und angezündet worden.

„Damals herrschte hier Anarchie – obwohl in Serbien kein Krieg war. Ich bin in die brennende Kirche hineingelaufen und habe noch herausgeholt was ging“, berichtet er von diesem dramatischen Ereignis. Einige Figuren und eine Pietà vom Hauptaltar sind so bewahrt

worden. Das Erlebnis vor 25 Jahren war ein riesiger Schock für ihn und gleichzeitig die Initialzündung für seine Arbeit.

Und es war nicht die einzige Kirche, die so zerstört wurde. Auch die katholische Kirche in Kolut bei Sombor ereilte das gleiche Schicksal. Dort hat er barocke Teile der Kanzel gerettet. Boris: „63 deutsche Kirchen sind in der Vojvodina seit dem Zweiten Weltkrieg zerstört worden. Nur 23 sind geblieben. Davon 13 Ruinen.“



Barocke Kanzelteile, die Boris Mašić aus Kirchenruinen gerettet hat.

Doch die Zerstörung halte noch an. „Heute ist es nicht mehr ausschließlich physische Zerstörung, sondern Gleichgültigkeit und kulturelles Desinteresse sowie Armut, die dafür sorgen, dass die letzten materiellen Reste deutscher Kultur zu verschwinden drohen“, erklärt Boris.

Dazu, so Boris, trage leider auch die Kirche selbst bei. Nicht selten komme es vor, dass Pfarrer Kunstwerke verkaufen. Und die Kirche als Organisation sei kaum noch in der Lage etwas für den Erhalt zu tun. Die katholische Kirche sei zersplittert, die evangelische existiere kaum noch. „Wenn ich es nicht mache, dann ist alles verloren.“

## Pfarrer in Apatin leistet den Nazis Widerstand

Unterstützt wird Boris in seiner Arbeit vom deutschen Pfarrer Jakob Pfeifer in Apatin. Von Institutionen und Stiftungen aus Deutschland erhält er ab und an mal einen kleinen Zuschuss. Zum Beispiel, um das alte Pfarrhaus der Kirche in Apatin zu renovieren. Zwischenzeitlich war es einmal eine Entzugsklinik. Jetzt wird es eine Bibliothek und ein Gedenkort.



Ein gekreuzigter Jesus. Mit Einschusslöchern. Plünderer haben ihn wohl liegengelassen oder verloren.

Auch an den deutschen Pfarrer Adam Berenz möchte Boris hier erinnern. Er stellte sich im Zweiten Weltkrieg mit der kirchlichen Wochenzeitung „Die Donau“ gegen die Nazis und wurde schließlich in den Räumen des

Pfarrhauses verhaftet und anschließend verbannt (siehe Video unten). Der „Deutsche Verein Adam Berenz“ hält die Erinnerung an den Geistlichen wach und trägt und unterstützt die Arbeit von Boris Mašić.

Gegenüber der Kirche und dem Pfarrhaus liegt der einzige in der Vojvodina erhaltene deutsche Friedhof. Neben der bemerkenswerten Friedhofsarchitektur finden sich dort auch zwei Familienkapellen: die Kapelle der Familie Hermannsdorf und die Kapelle der wohlhabenden donauschwäbischen Familie Fernbach von Apatin. Alle anderen Friedhofskapellen bekannter Familien in der Vojvodina sind vollständig ausgeplündert und zerstört worden. Neben den Donauschwaben werden auf dem Friedhof heute auch Angehörige der Roma-Minderheit beigesetzt.

## Geschichtsdaten sprudeln nur so aus ihm heraus

Trotz der deprimierenden Situation und der geringen Hoffnung auf Besserung mache ihm die Arbeit Spaß, sagt Boris. Fast täglich sei er unterwegs oder mit Büchern und Dokumenten beschäftigt.

Boris taucht dann ein in eine Zeit, als die Region noch wohlhabend und Apatin eine bedeutende Stadt war. Wenn er Bücher und Dokumente liest, dann wird für ihn die glanzvolle Zeit der Donauschwaben in der Vojvodina wieder lebendig.

Diese Zeit wird allerdings nicht zurückkommen, das weiß er. „Wenn meine heute 94-jährige Großmutter einmal stirbt, dann gibt es die Generation, die in der deutschen Zeit gelebt hat, nicht mehr. Die donauschwäbische Zivilisation ist hier dann ausgelöscht.“



Die Zeugnisse der Donauschwaben: Boris Mašić sammelt und archiviert die Nachlässe.

Durch seine Arbeit ist Boris ein wandelndes Geschichtslexikon geworden. Namen, Orte und Geschichtsdaten sprudeln nur so aus ihm heraus. Fast täglich kommen daher Anfragen von Nachkommen der Donauschwaben aus aller Welt, die Spuren und Informationen ihrer Vorfahren suchen.

Auch mit Historikern in Deutschland arbeitet Boris zusammen. Er hofft, dass das zusammengetragene Erbe der Donauschwaben mal in eine Institution überführt wird, die es dauerhaft katalogisiert und bewahrt.

Wie ein Zeichen für die Lage der donauschwäbischen Kultur steht die katholische Herz-Jesu-Kirche in Apatin derzeit nur mit einer Turmspitze im Ort: „Vor zwei Jahren hat der Blitz eingeschlagen und das Turmdach ist abgebrannt. Gott sei Dank ist der Kirche nicht mehr passiert, aber uns fehlt das Geld zum Wiederaufbau – 30.000 Euro wären nötig.“

Auch die Kirche selbst ist eine Besonderheit: Vom Wiener Architekten Bruno Buchwieser 1931 gebaut und 1933 eingeweiht ist sie nie fertig geworden. Der Innenraum ist lediglich verputzt. Es fehlen Bemalung, Altar, Kanzel, Orgel und Glocken. Einmal im Monat wird hier noch ein Gottesdienst gehalten.

Heute hat die Kirche eine zusätzliche Funktion bekommen: Sie ist das Refugium, die Arche, in der die Reste der donauschwäbischen Kirchenkultur aus der Batschka eine neue Bleibe finden.



Eine Seltenheit: Die Herz-Jesu-Kirche von Apatin ist unvollendet. Es fehlen Bemalung, Altar, Kanzel, Orgel und Glocken. Dennoch werden Gottesdienste gehalten. Seit einem Jahr dient sie zudem als Museum.

Mit der abgeschlossenen Restaurierung der Friedhofskapelle, der Instandsetzung des Friedhofs, der Renovierung der Herz-Jesu-Kirche und des Pfarrhauses sowie der Eröffnung des donauschwäbischen

Kirchenmuseums wird wieder sichtbar, welche prägende Rolle die Donauschwaben einst wirtschaftlich und kulturell in Apatin und der Region spielten.

## Liegt in der Erinnerung auch ein Stück Zukunft?

Apatin war nach dem Ersten Weltkrieg geistiges Zentrum des deutschen Katholizismus im neu entstandenen Königreich Jugoslawien. In der Region hat auch die Familie des früheren Erzbischofs von Freiburg und Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, ihre Wurzeln. Zollitsch wurde 1938 in Filipowa, dem heutigen Bački Gračac, nahe Apatin geboren. Der sechsjährige Zollitsch, seine Großmutter und drei Cousins wurden 1944 in das Lager Gakovo gebracht. 1946 floh die donauschwäbische Familie Zollitsch nach Deutschland.

Boris hofft, dass der Komplex aus Kirche, Pfarrhaus, Friedhof und Kapellen unter staatlichen Denkmalschutz gestellt und so weiter bewahrt wird. Denn die Kultur der Donauschwaben wird definitiv aus diesem Teil Europas verschwinden.

Apatin ist aber dank seiner reichen Vergangenheit und der unermüdlichen Arbeit von Boris Masić die wichtigste Anlaufstelle für alle, die etwas über die donauschwäbische Kultur in der Vojvodina erfahren wollen. Vielleicht liegt darin auch ein Stück touristische Zukunft.

# Wendelin Gruber: Unterwegs ins Heimatland

Auszug aus: *In den Fängen des roten Drachens · Neusatz und das Lager Jarek, Winter 1945/46 · Neu gesetzt 2026*

---

## Unterwegs ins Heimatland

Donauland! Wer das Wort nur spricht, Redet Musik, formt ein Gedicht, wie das kein Dichter schöner erfand! Donauland!

Wer dich kennt, ruft Erinnerungen wach, Wer dich kennt, geht dir sehnend nach! Ewig in Liebe dir zgedacht,

Donauland!

Mein Schnellzug rattert durch die eiskalte Winternacht. Im überfüllten Wagenabteil habe ich keinen Platz mehr gefunden und so friere ich auf der Plattform. In der Bahnstation India (Syrmien) muß ich mich von der Tür entfernen, damit die Reisenden ein- und aussteigen können. Auf dem Geleise nebenan steht ein Zug, der nach Westen in Richtung Zagreb fährt. Eine Ordensschwester beeilt sich, diesen Zug zu erreichen. Sie ist mit Paketen überladen, die ihr in der Eile aus der Bindschnur fallen. Ich helfe ihr aufheben, und wir erkennen einander mit einem flüchtigen Blick. „Wohin, Schwester?“ — „Ins Lager nach Mitrowitz, meine Verwandten sterben vor Hunger!“

Ihr Zug setzt sich schon in Bewegung. Sie wird mit allen ihren Lebensmittelpaketen nicht mehr fertig. Sie ruft mir zu: „Verwenden Sie es im Lager Gakowa!“ und verschwindet hinter der Tür.

Durch den Tunnel unter der Burg Peterwardein zieht der Zug über die Donaubrücke und gelangt in die Batschka. In Neusatz, der Hauptstadt der nach hundert Jahren wieder proklamierten „Autonomen Woiwodina“ angekommen, hoffe ich, mich in diesem meinem Heimatland wohler fühlen zu können. Vor dem von den Bomben zerstörten Bahnhof stehend, bin ich jedoch unter den wimmelnden Neuankömmlingen aus dem Bergland des Südens völlig fremd. Ich frage mich: Wohin jetzt? — Kein Zug geht weiter.

So gehe ich in die Stadt, um ein Nachtquartier zu suchen. Der Abtpfarrer der Hauptkirche ist im Hausarrest, ein Gast ist unerwünscht.

Pfarrer Mathias Hutfluß an der Kirche in der Futoger Straße ist verhaftet. In einem Hotel übernachten bedeutet, sich bei der Polizei melden zu müssen. Das ist aber nicht ratsam. So läute ich an einem Haus, das mir als Begegnungsort der Untergrundbewegung bezeichnet wurde.

Am Guckloch der Tür erscheint ein Auge. — „Ein Priester bittet um Eintritt!“ flüstere ich leise. Zaghaft öffnet die Pförtnerin die Tür nur soweit, daß ich mich hineinzwingen kann. Auf Wunsch werde ich in die (geheime) Hauskapelle geführt. Hier wollte ich meine Seele und meinen Körper etwas erwärmen. Mein Priesterfreund Emmerich hat eben die Eucharistiefeier beendet. Diese Begegnung war für uns beide eine freudige Überraschung. Es gelingt meinem Freund, von Zeit zu Zeit auf Umwegen von der Fronarbeit aus dem Geschäft eines Händlers zu entkommen, an den er wie ein Sklave vermietet ist. Gelingt es ihm wieder einmal, dann feiert er hier die heilige Messe. Er erzählt mir vom Neusatzter Konzentrationslager, einem Barackenbau

im Sumpfgelände der Donau, wo er interniert ist!

,In zwei Holzbaracken sind weit über tausend Menschen auf Bretterpritschen zusammengepfertcht, wo ursprünglich etwa 200 Personen wohnen Sollten. In der Frauenabteilung, wo auch die Kinder untergebracht Sind, ist keine Lüftung. So ist sie eine Brutstätte für Tuberkulosebazillen, ohne von den zahllos wimmelnden Läusen, Flöhen und Wanzen zu sprechen, worunter die Kinder durch Krätze und andere Hautkrankheiten besonders viel zu leiden haben.

Neben den 14 Priestern sind zur Zeit auch ein evangelischer Pfarrer, mehrere Ingenieure, Rechtsanwälte und Professoren in Haft, die alle unter besonderer Aufsicht stehen. Es ist der Rest der Führungsschicht eines Volksstammes, der das Recht auf die Heimat behaupten wollte.

Das ist der Rest jener, die von den Mordtrupps, wie in den ersten Tagen der Machtübernahme vor dem Massenmord verschont geblieben sind. Besonderen Mut zeigt durch seine Eingabe von Protestschreiben an die Titoregierung der einstige deutsche Abgeordnete im Belgrader Parlament und Obergerichtspräsident Dr. Wilhelm Neuner. Dekan Pfarrer Weinert aus Palenka war einer der ersten, die hier ihr Leben lassen mußten.

Unsere Lagerleute sind zerlumpt, abgemagert und verfallen. Sie müssen alle um drei Uhr morgens aufstehen und kommen vor 22 Uhr nicht mehr zur Ruhe. Vier bis fünf Stunden Schlaf sind für die schwer arbeitenden und gänzlich unterernährten Menschen absolut ungenügend.

Anfangs sind die Leute entsetzlich geprügelt, getreten und mißhandelt worden. Manche wurden von den Wachtposten unterwegs zur Arbeit unter dem Vorwand des Fluchtversuchs erschossen. Sie blieben am Straßenrand oder auf den Feldern liegen. Man hat uns das gute Schuhwerk weggenommen, So daß viele mitten im Winter mit bloßen Füßen, um die sie Fetzen von Lumpen oder Säcke gewickelt hatten, zur Arbeit gehen mußten. Diese Grausamkeiten haben zwar nachgelassen. Harte Strafmaßnahmen bestehen noch immer. Wegen Kleinigkeiten wird man in den Bunker geworfen, wo man die ganze Nacht hindurch im 25–30 cm hohen Wasser stehen muß.“ Mein F i ill sich entschuldigend .

Al inne, er erhebt sich und will sic l uldigen bschi Ha Tan muß zu meiner Arbeitsstelle, sonst wird mich mein verabschieden: >„ Sklavenhalter AMERG Freund Emmerich konnte ich noch wichtige Im Gespr N ne geplante Hilfsaktion erhalten, um nicht schon chin Klugen ES hitritt den roten Häschern in die grausamen Hände zu Tall erich gegangen war, erzählte mir auch die Schwester, N achde m heißen Tee gebracht hatte, von ihrem Leben nach der Verdie mir nel dem Kloster und der Enteignung der Klosterschule. Die ehorestem bemühten sich, den Lagerinsassen und den vorbeigetriebenen Wäflingskolonnen etwas Essen oder Kleidungsstücke zukommen zu lassen.

Eine der Schwestern, die in Peterwardein noch den Gesang in der Pfarrkirche geleitet hatte, wollte bei der Donaubrücke den elenden Frauen, die von der Zwangsarbeit in ihre Lagerbehausung zurückgeführt wurden, etwas zuwerfen, was vom Uniformierten bemerkt wurde. So ist die Schwester im Gefängnis gelandet. Die „Bunjevka“, so nannten sie die slavische Mitschwester, die durch ihre couragierte Haltung bei der kommunistischen Behörde einen gewissen Eindruck erwirkte, ging Tag für Tag zu den Parteibonzen, bis sie ihre deutsche

Mitschwester aus den Gefängnisgittern herausgebettelt hatte.

Während unseres Gespräches tritt in unseren Raum ein junger, hagerer Mann ein. Seine kommunistische Soldatenbluse jagt mir einen jähen Schrecken ein. Ehrfurchtsvoll zieht er seine Partisanenmütze vom Kopf. Sein blondes Haar fällt ihm über die bleiche Stirn. Sein Gesicht ist von der Kälte mit blauen Flecken bedeckt. „Es ist Jergl“, sagt die Schwester. „Pater, sie brauchen keine Angst vor ihm haben. Es ist ein Schwabe, wenn er auch nicht danach aussieht.“ Die Schwester lächelt dabei. Der junge Mann nähert sich mir schüchtern und reicht mir die Hand.

„Sie kennen mich nicht, Pater? Vor drei Jahren war ich doch bei Ihrer Primizfeier. Mit der Christusjugend habe ich damals bei den schönen Festlichkeiten in Filipowa mitgemacht, obwohl uns die Braunen soviel Schwierigkeiten machten.

Können Sie mir dann unsere Jugendgruppe bei Tisch besuchen. Können Sie daran erinnern?“ „Jergl, du warst einer von diesen Tapferen? Müssen wir uns hier wieder treffen?“ — Er lächelt, und wir schütteln uns freudig die Hände.

„Deiner Partisanenmütze bin ich fast erschrocken!“ — „Sie hat Sinen fünfzackigen roten Stern,“ jacht er auf. „Man muß sich heute Überhand verschaffen, sonst kommt man in dieser Welt, wo Banditen die gewonnen haben, einfach nicht durch.“ — „Wo kommst Du eigentlich jetzt her?“ — „Von Jarek komme ich eben!“ — „Vernichtungs- oder Vernichtungslager? Ist das möglich?“ frage ich „über: rascht.

„Sie sollen sich nicht wundern, Pater! Ich bin der amtliche Kutscher des Lagerkommandanten. — Zu was muß man sich nicht alles in der heutigen Zeit hergeben, um unsern Leuten in so großer Not helfen zu können. Fast jeden zweiten Tag bringe ich diesen Oberbanditen mit dem Pferdegespann nach Neusatz, wahrscheinlich, daß er seinem höchsten Häuptling hier in der Woiwodinahauptstadt von seinem Ausrottungserfolg berichten kann. Mein Räuberchef hat mir jetzt eine Stunde frei gegeben, um die Pferde zu füttern.

Meine Gäule fressen drüben allein und ich mache gewöhnlich einen Sprung hierher, um zu sehen ob ich Post oder Lebensmittel ins Lager schmuggeln kann.“ Durch Jergl erfahre ich über die täglichen Todesfälle der Verhungerten in Jarek, deren Zahl in den Wintermonaten sehr gestiegen ist. „Bei uns in Jarek sind die arbeitsunfähigen Greise und Kinder aus der Süd- und Südwestbatschka gesammelt. Die Jareker Dorfgemeinschaft wurde vor dem Einzug der roten Armee evakuiert. Es waren etwa 2000 Einwohner, die rechtzeitig nach Deutschland zogen. Anfang Dezember 1944 begann die allgemeine Deportierung aus den umliegenden deutschen Ortschaften: Palanka, Towarisch, Obrovatz, Novo Selo, Gajdobra, Futog, Bukin, Plavna, Alt- und Neu-Schowe, Groß- und Klein-ker, Temerin, Budisava.

Tschurug, Titel, Bulkes usw. bis das kleine Dorf, umzingelt von Partisanen, mit fast 15 000 Menschen weit überfüllt war. In Bauernstuben von 20 qm wurden bis zu dreißig Personen eingepfercht, so daß sie sich gegenseitig zur Qual wurden.

Was soll ich von der Behandlung unserer Leute sagen? Der Lagerkommandant schlägt die vor Hunger zusammenbrechenden Menschen rücksichtslos wegen Kleinigkeiten. Wenn sie auf Bettelwegen erwischt werden, erfolgt Erschießung. Als es noch in den Sommermonaten

Maulbeeren gab, hier an den Straßen gibt es Reihen dieser Bäume, und die Leute die Früchte vom Boden aufgelesen haben, wurden sie an den Baumstamm gebunden und unbarmherzig verprügelt. Hier sieht man doch genau, wie man uns recht schnell aus der Welt wegschaffen will. Sie schlugen auf Kinder zu, bis ihnen das Blut aus Mund und Nase floß. Die Kellerstrafe ist eine alltägliche Sache geworden. — Im Mai des vergangenen Jahres ist der Typhus ausgebrochen. Da keine Waschmittel vorhanden sind, ist es kein Wunder, daß es von Ungeziefer überall nur so wimmelt. Damals starben 40 bis 50 Personen täglich. Die Toten wurden in Massengräber von 500 bis 700 Leichen geworfen. Zwölf Totengräber sind ständig vollbeschäftigt.“

## Ivan Ivanji: Meine Donau

*bpb.de, Geschichte im Fluss – Die Donau, 30.4.2013 · Neu gesetzt 2026*

---

Ich bin ein Donauanrainer. Schon als Kind habe ich Europas Karten nach den Flüssen gezeichnet. Der Badestrand von Novi Sad war der schönste, den es gab. Nur waren meine Eltern so ungeschickt, als Juden auf die Welt zu kommen. Landkarte mit Flüssen Mein Geburtsort liegt an einem Wasserlauf, der so oft von Menschenhand verändert worden ist, dass man ihn nicht als Fluss, sondern als Kanal bezeichnet. Er heißt Bega und mündet in den aus Ungarn kommenden Strom Theiß, die Theiß danach in die Donau. Deshalb darf ich mich einen Donauanrainer nennen.

Auf der ersten Landkarte, die ich in der Schule für den Geographieunterricht erhielt, ist der Doppelkanal Bega mit zwei ganz dünnen blauen Strichen eingetragen, die schräg von rechts oben - dem Nordosten - nach links unten - Südwesten - führen. Dort begegnen sie einer etwas dickeren blauen Linie, der Theiß, die sich fast geradeaus von oben nach unten erstreckt. Die Donau ist ein viel besser bemerkbarer, dicker, manchmal verkrampfter, sich verdünnender oder verdickender Strich.

Der fällt Richtung Nord-Süd in Jugoslawien ein, macht dann einen Knick nach rechts, fährt dem Osten zu, mit wieder einem Knick läuft er nach unten, sucht kurz wieder den Süden und macht einen weiteren Knick endgültig nach rechts, obwohl er noch verschiedene komplizierte Schlingen weiter bis zur blauen Fläche des Schwarzen Meeres ziehen wird. Ziemlich genau an der Mitte zwischen den beiden Knicks liegt die Stadt Novi Sad, auf Deutsch Neusatz, auf Ungarisch Ujvidek. Die Landkarte mit diesen Flüssen kann ich jederzeit ziemlich genau zeichnen. Ich musste sie als zehnjähriger Schüler auf Pauspapier kopieren. Auf ihr beruht heute noch mein Bild von meiner Heimat. Die blauen Flusslinien wirken wie Adern in einem anatomischen Atlas. Die Donau als Schlagader?

Der Badestrand von Novi Sad Meine wichtigsten Erinnerungen an die Donau stammen aus dem Sommer 1941. Damals waren meine Eltern, die so ungeschickt gewesen sind als Juden zur Welt zu kommen, schon verhaftet. Meine Tante, die Frau des älteren Bruders meines Vaters, die vernünftigerweise Deutsche war, nahm mich zu sich nach Novi Sad. Die Region Batschka, deren Hauptstadt Novi Sad ist, war von Horthys faschistischen Ungarn besetzt. Der Badestrand von Novi Sad ist weltweit einer der schönsten Flussstrände, die es gibt. Dachte ich damals und glaube es immer noch. Er ist mehrere Kilometer lang, ausgestattet mit seltsam gebauten, architektonisch verschieden gestalteten Umkleidekabinen aus solidem Holz, manche von ihnen mit kleinen, überflüssigen Türmen.

Entlang des Strandes befanden sich mehrere Cafes und Restaurants auf feinem, aber festen, hellbraunen Sand, der kein Staub, sondern grobkörnig ist, so dass man ziemlich feste Sandburgen bauen kann. In einem Bootshaus hatte mein Onkel einen Platz für sein Ruderboot mit Rollsitz gemietet und seine Familie, zu der ich jetzt auch gehörte, konnte dort eine große Kabine zum Umziehen benutzen. Ich durfte manchmal auch allein auf den Fluss hinausrudern, weil ich in meiner Heimatstadt an der Bega schon so einen ähnlichen Kahn gehabt habe. Als

Knabe allein auf der breiten Donau habe ich mich trotz allem frei gefühlt.

Die Strömung der Donau bei Novi Sad ist so stark, dass kaum jemand fähig ist flussaufwärts zu schwimmen, aber man spaziert, so lange man Lust hat, in diese Richtung, steigt dann ins Wasser und lässt sich bequem flussabwärts treiben. Oder man spielt im Sand. Wenn man ein Kind ist. Ich war damals zwölf Jahre alt. Die Erwachsenen tranken Bier und spielten Karten. Mein Onkel hatte mir einen Taschenkalender aus dem vorigen Jahr geschenkt, in dem Verkehrszeichen in Farbe abgebildet waren. Ich klebte sie auf ein Stück Karton, schnitt vorsichtig die Gebots- und Verbotsschilder aus und befestigte sie an Streichhölzern. Dann machte ich Berge aus Sand, führte Straßen mit vielen Kurven durch diese Landschaft und bestückte sie mit meinen Tafeln.

Winzige Zweige pflanzte ich als Bäume am Straßenrand. Mitunter führte der Weg durch Tunnels, der vorsichtig benetzte Sand hielt das aus. Nun wäre das Spielfeld für Spielzeugautos gefahrlos zu befahren gewesen. Tatsächlich hoffte ich jeden Abend, mein Werk am nächsten Morgen ausnahmsweise heil wieder vorzufinden, aber anstatt erfüllter Hoffnungen erlebte ich Enttäuschungen, meine Landschaft im Sand wurde immer wieder von achtlosen Menschenfüßen zertrampelt. Freilich war ich immer vorsichtig genug, wenigstens die Verkehrszeichen einzusammeln und mit nach Hause zu nehmen. Die Sandwelt konnte ich ja wieder aufbauen, aber wenn die selbstgebastelten Verkehrszeichen verloren gegangen wären, hätte ich für sie keinen Ersatz gefunden. Wo sind meine Eltern?

Ich kann mich nicht erinnern, wer mir gesagt hat, dass meine Eltern in Belgrad in einem Lager seien. Auch nicht, was ich mir damals unter einem Lager vorgestellt habe. An manchen Tagen pflückte ich Feldblumen am Donauufer und ging zum Hafen, um auf Schiffe aus Belgrad zu warten. Vielleicht würden sie ankommen und ich stünde da, um sie zu begrüßen. Das wäre eine große Überraschung für sie gewesen. Schiffe legten an, Menschen stiegen aus und gingen achtlos an mir vorbei. Zwischen Bootsrand und Steg plätscherte die Donau. Am späten Nachmittag, wenn keine Schiffe mehr erwartet wurden, warf ich die Blumen weg. Ich hätte sie für meine Tante mit nach Hause bringen können, die hätte sich gefreut, aber ich konnte nicht, sie waren nicht für sie bestimmt.

Dann wieder am Strand, der schon seit Jahrzehnten, seit 1911, eine offizielle Badeanstalt war. In Österreich-Ungarn. Danach im Königreich Jugoslawien. Jetzt von ungarischen Truppen besetzt. Der Donau scheint das gleichgültig zu sein. Manchmal lag ich einfach nur im heißen Sand und beobachtete den Himmel mit seinen verspielten Wolken. Und die Bäume. Auch heute noch wird der Badestrand in Novi Sad von Spalieren hoher, wunderbarer Pappeln bewacht. Im Krieg sind sie, Gott sei dank, trotz Frost und Tod nicht abgeholzt worden. Gezählt habe ich sie nie. Es müssen viele Hunderte sein, kilometerlang mehrere Reihen von Pappeln. Mir fehlt ein Wort. Viel später habe ich einen Aufsatz von Kurt Tucholsky mit dem Titel Mir fehlt ein Wort gelesen.

Mir fehlt hier eben dasselbe Wort. Freilich wusste ich damals nichts von diesem Dichter und dass er sich wegen der Leute, die ein Hakenkreuz auf dem Rockärmel trugen, umgebracht hatte, obwohl er schon in Sicherheit in Schweden war. Dazu muss ich feststellen, dass ich im Sommer 1941 genau so wenig wusste, wo meine Eltern waren, und dass man sie vielleicht im diesem selben Augenblick folterte, erniedrigte oder umbrachte, während ich... Ich beobachtete faul und gedankenlos die schiefergraue Donau und die Pappeln. Tucholsky hatte eigentlich über Birken

geschrieben, aber was ist das schon für ein Unterschied? „Ich werde ins Grab sinken“, heißt es bei ihm, „ohne zu wissen, was die Blätter tun. Ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen.

Der Wind weht durch die jungen Äste; die Blätter zittern so schnell hin und her, dass sie... was? Man kann allenfalls sagen: die Blätter flimmern... aber es ist nicht das. Es ist eine nervöse Bewegung, aber was ist es? Was man nicht sagen kann, bleibt unerlöst. Steht bei Goethe. Blattgeriesel? Ich mag nicht aufstehen, es ist so weit zu diesen Bänden, vier Meter und hundert Jahre...“, schrieb Tucholsky, ist aber bei mir genau so der Fall, auch meine großen Bücherregale sind so weit vom Schreibtisch entfernt. „Ich werde sterben“, sagt Tucholsky, „und es nicht gesagt haben...“ Ich werde auch nicht sagen können, was ich jetzt gerade so gerne sagen möchte.

Die Donau, im Sommer 1941 mit meinen zwölfjährigen Augen gesehen, ist genau so schwierig, so unmöglich zu beschreiben wie die Birken- oder Pappelblätter und ihre Bewegung. Mächtig wälzt sie sich dahin. Kein Wellengang wie am Meer, aber um nichts weniger kräftig. Viele Nuancen von Grau. Ich habe schiefergrau gesagt, aber möglicherweise wäre taubengrau besser? Mausgrau nicht. Je nach dem, wie die Sonne steht, leuchtet Grünliches, manchmal doch auch Bläuliches auf. Es funkelt. Oder es vibriert, glänzt, gleißt. Wenn die Abendsonne auf die müde Donau hinunterstrahlt, lodert es manchmal feuerrot auf, aber nur für eine Sekunde. Über den breiten Fluss streichen weiße Möwen. Wo kommen die her? Wo fliegen sie hin?

## Momir Turudić: Ein versunkenes Paradies

*Die Insel Ada Kaleh im Eisernen Tor · bpb.de, Geschichte im Fluss, 30.4.2013 · Übersetzung aus dem Serbischen von Rüdiger Rossig · Neu gesetzt 2026*

---

Die Ada Kaleh war eine Insel in der Donau, auf der Christen und Moslems friedlich zusammenlebten. Sie lag am Eisernen Tor an der Grenze zwischen Serbien und Rumänien, war aber bis 1912 eine Exklave des Osmanischen Reiches. Als Rumänien und Jugoslawien 1968 den Djerdap-Stausee und das Kraftwerk am Eisernen Tor bauten, verschwand die Insel in den Fluten der Donau.

Durch die Ornamente am Fenster, die die Worte Ada Kaleh umrahmen, fallen die Strahlen der Novembersonne und beleuchten einen großen Raum, in dem jedes Detail Orient atmet - die geschnitzten Stühle, die niedrigen Tische, die Fliesen mit Arabesken auf dem Boden, die Kronleuchter. Die Luft ist schwer, abgestanden, man fühlt, dass der Raum lange nicht gelüftet wurde. Emil Popesku bringt den Kaffee und gießt ihn in die Mokka-Tasse. Ein Geruch verbreitet sich, den ich kenne, der Geruch von Kaffee, der aus Bohnen gekocht wurde, die jemand selbst geröstet und in einer Handmühle gemahlen hat. Ich habe ihn lange nicht mehr gerochen, aber ich habe ihn nach vierzig Jahren immer noch in der Nase. Ich war sieben Jahre alt, als meine Tante mich auf den Markt von Visegrad zu Besuch bei befreundeten Muslimen mitnahm. Zu Türken, wie man, damals ohne Boshaftigkeit, in den serbischen Dörfern sagte, wenn man von der anderen Seite der Donau sprach. Damals habe ich zum ersten Mal den Orient geschmeckt. Seitdem ist er in mir, dieser Geschmack. Er treibt mich dazu, ihn zu suchen, egal wo ich bin.

Von Gerüchen spricht auch Emil Popesku: „Als ich hörte, dass mit dem Bau des Staudamms die Insel untergehen würde, wollte ich wenigstens etwas von dem retten, was uns Leute aus Turnu Severin mit diesem Ort verbindet. Ich habe nicht auf der Insel gelebt, aber als Kind bin ich oft dort gewesen, auch als junger Mann. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen: Die Ada Kaleh war ein Korb voller Blumen in der Donau, Rosen, Feigen, Trauben, Oliven, Leute.

Popesku setzt sich. „Ich hatte dort viele Freunde, ich wollte ihnen helfen, damit sie, wenn sie die Insel verlassen müssen, wissen wohin. Und auch, dass sie dann tun können, was sie dort getan haben. Sie stellten Lokum her, also türkischen Honig, Marmelade aus Rosen, und diesen Kaffee. Das letzte Mal führte ich meinen Sohn dorthin, als er vier Jahre alt war. Er sagt bis heute, dass er sich an alles erinnert.“ Das Cafe in Turnu Severin, der rumänischen Donau- und Grenzstadt zu Serbien, hat Popesku 1968 eröffnet, dem Jahr, in dem der Staudamm gebaut und die Leute auf der Insel umgesiedelt wurden. Ihr zu Ehren hat er sein Cafe Ada Kaleh genannt. Auch sein Cafe ist nicht mehr da, wo es einmal war.

„Das alte Cafe war irgendwie schöner, aber sie haben das Haus und noch ein paar andere zerstört, als sie den Springbrunnen im Stadtzentrum gebaut haben, diesen großen aus Metall. Danach bin ich hierher umgezogen. Vier Jahre lang habe ich es eingerichtet, mich um jedes Detail gekümmert.“ Während er erzählt, zündet sich Emil eine Zigarette an und ascht in eine große, rostige Dschezva, den kleinen Topf, in dem normalerweise türkischer Kaffee gekocht wird. „Diese Dschezva“, erklärt er, „benutze ich nicht mehr, aber damals wurden in ihr zehn

Kaffees auf einmal gekocht. In mein Cafe kamen ganz unterschiedliche Gäste, sowohl wegen des Kaffees als auch wegen der Süßigkeiten und wegen alles anderen auch.

Manchmal kam ein ganzer Autobus Arbeiter direkt aus der Fabrik, aber auch die Reichen kamen, zwei Präsidenten Rumäniens waren hier, als sie Turnu Severin besuchten.“ Im Cafe, erzählt Emil, hätten seine Freunde von der Insel gearbeitet - in türkischer Tracht, mit Fes auf dem Kopf. Dann begann das Geschäft schlechter zu laufen. „2009 habe ich schließlich zugemacht. Ich glaube nicht, dass ich wieder anfangen werde, jetzt gibt es neue Gesetze. Wenn du Kuchen machen willst, brauchst du eine Erlaubnis zur Herstellung, viele Genehmigungen. Viele Türken sind gegangen, es gibt nur noch ein paar in der Stadt, sie sind alt und krank wie ich, Die jungen suchen heute andere Dinge, sie trinken Espresso oder Nescafe. Wer trinkt schon türkischen Kaffee?“

Eine Insel, viele Namen Doch noch vor dem Cafe verschwand die Insel, die ihm den Namen gegeben hatte. Das war zwei Jahre nachdem Emil Popescu sein Cafe eröffnet hatte. 1970 überflutete die Donau die 1.750 Meter lange, kaum einen halben Kilometer breite Insel, auf der sich Legenden und Geschichte für viele Generationen gesammelt hatten. Die Überlieferung besagt, dass eben dort, auf diesem Fleckchen Erde mitten in der Donau, wo das Klima so mild ist wie das ihrer Heimat weit im Süden, die Argonauten rasteten und das erste Mal Oliven sahen. Die nahmen sie von der Ada Kaleh mit in die antike Welt. Reich an Geschichte war die Ada Kaleh schon allein wegen ihrer Lage. Wer ihr Herr war, beherrschte den unteren Lauf der Donau: Die Ada Kaleh war der Eingang zur Fahrt durch das Eiserne Tor. Erzählungen aus alten Zeiten berichten, dass der römische Kaiser Trajan an eben dieser Stelle seine Legionen über den Fluss setzte, als er in den Krieg gegen die Daker zog. Er hatte seine Boote so miteinander verbunden, dass eine Brücke entstand, mit der Insel in der Mitte. An der Die Festung auf der Ada Kaleh (/1 Wikimedia File:Ada Kaleh V%C3%A1r.jpg) Lizenz: .QJ,;

selben Stelle überquerten die Mongolen die zugefrorene Donau bei ihrem schrecklichen Zug nach Westen. Nach ihnen zogen durch die Jahrhunderte Westgoten, Hunnen, Slawen, Ungarn, Österreicher, Serben und Türken vorbei. Den längsten Kampf um die Kontrolle über die Ada Kaleh führten die Türkei und Österreich - er dauerte mehr als fünfhundert Jahre.

Auch der Name der Insel änderte sich. Lange hieß sie Sa'an, die Herkunft dieser Bezeichnung verliert sich irgendwo im Nebel der Geschichte. Später war sie als Karolina bekannt, nach der gleichnamigen österreichischen Festung, oder Neu Orschawa nach der Stadt Orschowa am rumänischen Flussufer. Manchmal hieß sie, in einer Mischung aus Arabisch, Persisch und Türkisch, auch Ada-i Kebir, die Große Insel. Den Namen Ada Kaleh, der so viel bedeutet wie befestigte Insel, erhielt sie nach dem Bau der großen türkischen Festung. Unter diesem Name sollte sie auch in der Donau versinken. Befestigungen gab es auf ihr schon lange, noch von den Römern, aber die letzte, die größte Festung begannen die Österreicher zu bauen. 1689 war das, 1717 wurde sie fertig gestellt.

Felix Philipp Kanitz, ein österreichischer Naturforscher, Archäologe und Völkerkundler, notierte, dass es auf der Insel „eine Kaserne, ein Krankenhaus, eine Kirche und einen Tunnel unter der Donau zum serbischen Flussufer“ gab. Dieser führte zur Uferfestung, „die vom österreichischen Zoll Fort Elisabeth genannte wurde“. Um die Insel wurden zahlreiche

Schlachten geschlagen, mehrmals nahmen Österreicher und Türken sie sich gegenseitig weg. Das erste, was jeder Sieger unternahm, war die Markierung des Territoriums durch eine Gebetsstätte. Als die Türken 1738 die Ada Kaleh eroberten, machten sie aus dem Gebäude der österreichischen Militärkommandantur eine Moschee. Die Österreicher besetzten die Insel erneut im Frühjahr 1790 und wandelten die Moschee in ein Franziskanerkloster um.

Aber nach nur einem Jahr wurde die Ada Kaleh im Friedensvertrag den Türken zurück gegeben, die das Kloster routiniert in eine Moschee zurückverwandelten. Doch die Zeit der türkischen Herrschaft ging langsam zu Ende. Als 1867 die letzten sechs türkischen Festungen auf friedlichem Wege den Serben übergeben wurden, verlor die Ada Kaleh ihre Bedeutung für die Großmächte. Fortan war sie ein völkerrechtliche Skurrilität. Die Verwaltung der Insel übernahm Österreich-Ungarn, wobei die Insulaner offiziell Bewohner des Osmanischen Reichs blieben. Sie waren jedoch von Zoll und Militärdienst befreit.

Multikulti auf der Donau An der Donau, dieser ewigen Grenze zwischen den Welten, köchelte schon immer eine dickflüssige Mischung von Völkern und Religionen. Einen Trennungsstrich zu ziehen war da schwer. Erst recht auf der Ada Kaleh, die nach dem Ersten Weltkrieg noch einmal aufblühte. Sie hatte die schwere Last, immer wieder Kriegsbeute gewesen zu sein, von sich geschüttelt. Nach 1918 entschieden die Einwohner dafür, sich Rumänien anzuschließen. Im Frieden begann das Goldene Zeitalter der Ada Kaleh. Noch immer wirkte die Insel wie ein vergessener Teil der Türkei in Europa, doch nicht nur Türken hatten sich dort angesiedelt.

Im Dokumentarfilm Geschichten von der Ada Kaleh des Regisseurs Ismet Arasan erinnern sich in der Türkei verstreut lebende Bewohner der Insel, dass die Leute von überall herkamen, einige auch als Exilanten, Flüchtlinge und Abenteurer verschiedener Religionen und Nationen, Sie erzählen, dass sie zusammen lebten, sich vermischten, dass es nicht unüblich war, dass eine Jüdin einen Imam beerdigte oder ein Muslim einen orthodoxen Priester. An Hidrelez, einem muslimischen Feiertag, der auf Serbisch Djurdjevdan heißt, hatten alle frei. Die Insulaner waren wie eine Familie, sie achteten sich gegenseitig, trugen die selbe Kleidung, vor allem die traditionell türkische. Jeden Abend wurde getrunken, meist einheimischer Schnaps aus Maulbeeren, beim Schlafen wurden die Türen offen gelassen.

Niemand konnte sich erinnern, dass jemals Diebstahl oder Streit verzeichnet worden wäre. 1931 besuchte der rumänische König Carol II. die Insel. Er trank Kaffee aus der Schale, aus der auch sein Vater getrunken hatte, hörte sich unter Gelächter die Legende an, nach der vor Zeiten jemand auf der Insel vorhergesagt haben soll, dass in eben diesem Jahr ein Herrscher auf die Insel kommen sollte, der den Inselbewohnern ihre Privilegien zurückgeben würde und sie zudem vom Zoll für die Einfuhr von Tabak und vier Waggonen voller Zucker befreien würde und von der Steuer auf Souvenirs. Auf der Insel gab es eine Zigarrenfabrik, von deren Zigarren es hieß, sie könnten mit kubanischen konkurrieren. Sowohl Mitglieder der englischen Königsfamilie rauchten sie als auch der rumänische König selbst.

Jedes Jahr kamen zehntausende Touristen, um durch die schmalen, gepflasterten Gassen zu streifen, Ratluk mit Haselnüssen, Feigen- und Rosenmarmelade zu genießen, Halva, Wasserpfeifen. Auf einigen Schwarzweiß Fotografien sieht man eine Fußballmannschaft, von der Kleidung her könnte es sich um die Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts handeln.

Hinter dem Spielfeld schimmert die Donau. Manche sagen, das größte Problem sei gewesen, dass der Ball oft in den Fluss fiel und dass Zuschauer oder Spieler ihm hinterher schwimmen mussten.

Der Plan vom Staudamm Auf einem Treffen in der Moschee verlas der Imam Redzep Hodza 1963 zum ersten Mal die Bekanntmachung, dass Rumänien und Jugoslawien ein Kraftwerk am Eisernen Tor und einen Stausee bauen wollen und die Insel untergehen würde. Es gab einen Plan, die Bevölkerung, die komplette Festung und den größten Teil der Gebäude auf die Insel Șimian, die ehemalige Ada Gubavac, umzusiedeln. Șimian liegt 18 Kilometer stromabwärts, in der Nähe von Turnu Severin, wo Emil Popescu 1968 sein Cafe eröffnete. An dem Ort hatte vor fast zweitausend Jahren der geniale Baumeister Apollodor von Damaskus für den römischen Kaiser Trajan eine Brücke über die Donau gebaut.

Der rumänische Dokumentarfilm Der letzte Frühling auf der Ada Kaleh aus dem Jahr 1968 zeigt, wie die Festung Stein für Stein markiert und abgebaut wurde, um nach Șimian gebracht zu werden. Tatsächlich wurde \_ auf Șimian ein großer Teil der Festung wieder errichtet, aber die Menschen gingen nicht mit. Vielleicht, weil Rumänien beschloss, dass das ganze Unterfangen zu teuer sei. Vielleicht auch, weil der Premierminister der Türkei, Süleyman Demirel, anlässlich seines Besuchs in Rumänien im Jahr 1967 den Einwohnern versprach, die Türen der Türkei stünden ihnen offen. Vielleicht aber auch, weil es für sie unvorstellbar war, ihre geliebte Insel durch eine andere zu ersetzen. Den Leuten von der Ada Kaleh wurde freigestellt, nach Rumänien, Jugoslawien oder in die Türkei zu ziehen.

Von den 600 Bewohnern zogen die meisten in die Türkei, einige wählten Jugoslawien. Manche Familien wurden zerrissen, die einen gingen auf die eine, die anderen auf die andere Seite der Donau. Wo auch immer sie hingingen: Sie nahmen die Geschichten vom verschwundenen Paradies und die Trauer über die verlorene Heimat mit. „Eine Familie zog hierher nach Kladovo um, später gingen sie irgendwo anders hin,“ erzählt Brankica Joković, während sie gegenüber von Turnu Severin am serbischen Donauufer sitzt. „Hier ist wenig von der Ada geblieben, fast alle, die sich erinnern, sind gestorben. Mein Großvater hat mir erzählt, dass er und einige seiner Freunde oft auf die Insel gingen, sowohl vor als auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Heimlich, nachts, mit Booten.

Dort war die Grenze, rumänische Wachposten standen an jedem der vier Tore der Festung, aber die kannten sie und ließen sie herein. Sie tauschten Blumen, Ratluk, Kuchen von der Insel, alles, was unsere Landsleute nicht zu machen wussten, gegen Getreide und Mais. Man musste Handel treiben. Hier an der Grenze gab es immer eine Tradition des Schmuggels.“ Von den Einwohnern der Insel, die sich für Rumänien entschieden; gingen die meisten nach Constanța, Turnu Severin oder Orșova: Ein Teppich aus der Moschee auf der Ada Kaleh wurde in die Moschee von Constanța gebracht, ein Geschenk des Sultans Abdülhamid II., 15 Meter lang und neun Meter breit.

Erinnerung an ein Paradies Während draußen in der Sonne vom Herbst melancholische Hochzeitsgäste vorbeigleiten, erzählen Emil Popescu und sein Altersgenosse Viktor Rusu von der Insel, die ihr Leben geprägt hat. Zuerst verhalten, dann immer aufgeregter fällt der eine dem anderen ins Wort und korrigiert die Fehler in der Erinnerung. „Es gab ein Lied über eine Liebe

zwischen einer jungen Türkin und einem rumänischen Flussschiffer, Ayşe und Dragomir, das wurde irgendwann in den Fünfzigern gesungen. Es hatte zwei Enden, ein glückliches und ein weniger glückliches. In einem Ende sind beide in die Donau gesprungen, weil die Familien nicht mit ihrer Liebe einverstanden waren. Beim Happy End blieben sie zusammen. Wenn rumänische Touristen mit dem Boot an der Insel vorbeifuhren, spielten wir dieses Lied immer am lautesten.“

Als die Bewohner dann in die Wohnblocks umgesiedelt wurden, behielten sie vieles aus ihrem Leben bei. „Sie machten weiter das, was sie kannten“, erinnert sich Rusu. „Die Blocks rochen nach Marmelade aus Rosen und Halva. Durgut, ein Freund, hat bei mir Süßigkeiten gemacht, dann ist seine Familie weggezogen. Ilmas Ombasi, ein anderer Freund, ist schon 1969 nach Istanbul gegangen.“ „Vor dem Untergang wurden auch die Tiere umgesiedelt“, sagt Popesku. „Es gab Schafe und Ziegen. Dann wurde alles mit Dynamit eingeebnet, wohl damit nichts stehen bleibt und die Schifffahrt gefährdet. Wir haben vom Ufer aus zugesehen, wie die Zypressen fielen und die Häuser. Es gibt eine Legende, nach der das Minarett übrig geblieben ist und immer dann zu sehen war, wenn die Donau wenig Wasser führte. Aber das entspricht nicht der Wahrheit. Ich habe gesehen, wie es fiel. Das letzte, an das ich mich erinnere, ist, dass das Wasser über die Baumkronen stieg und tausende Vogelnester auf der Wasseroberfläche schwammen. Der Fluss trug sie sanft hinweg, hinter ihnen her flogen Schwärme verwirrter Vögel.“ Das Schmugglernest, die Oase der Freiheit, das Paradies, in dem Kulturen, Nationen, Religionen in Frieden lebten, ist für immer im Wasser der Donau untergegangen.

Was bleibt, sind die Gräber Die Überlieferung besagt, dass die Einwohner der Ada Kaleh geschworen hatten, dass sie, wo auch immer sie sterben, auf einer Insel beerdigt werden sollen. Die, die in Turnu Severin blieben, ließen sich auf dem Friedhof „Fähre“ begraben. Dorthin kommt man, wenn man an den Mietskasernen aus sozialistischen Zeiten in den Vororten von Turnu Severin vorbeigeht, mit Balkonen voller Wäsche und Satellitenantennen, und den Weg bergauf nimmt. Um den Zaun, der den Friedhof umgibt, liegt viel Müll, aber von diesem Platz fällt der Blick auf Donau. Auf dem christlich-orthodoxen Friedhof ist ein Stück für Mitbürger anderen Glaubens reserviert. Einen Zaun zwischen diesen Teilen gibt es nicht. Das einzige, was sie unterscheidet, ist das Kreuz auf dem einen und der Halbmond auf dem anderen Grab.

Auf manchen Gräbern der Türken sind Bilder der Verstorbenen. Das ist nicht eben üblich in der islamischen Welt, aber auf der Ada Kaleh gab es diese sinnlosen Grenzen zwischen den Welten ohnehin nicht. So hat sich der Geist der Insel bis auf den Friedhof gerettet. Die Gräber von der Ada selbst wurden nach Şimian umgezogen. Unter ihnen ist auch das Grab von Misco Baba, über dessen Leben schwer zu sagen ist, ob es eher Mythos oder Wahrheit ist, wie so vieles, das mit der Insel zusammenhängt. Die Erzählung besagt, dass Baba ein Prinz im fernen Bucharä war, der im Jahr 1786 abdankte, weil er im Traum mit heiligen Worten geheißen wurde, auf eine Insel zu ziehen. Also kam der Prinz auf die Ada Kaleh, wo er bis zu seinem Tod blieb.

Die Insulaner erinnerten sich an ihn wegen seiner Bescheidenheit, die Legende besagt, dass er Wunderheilungen vollbrachte und Wasser in Wein verwandeln konnte. Er starb im 95. Lebensjahr, sein Grab wurde eine Pilgerstätte für viele Muslime und Christen.

## Eiserner Vorhang am Eisernen Tor

Viele Jahre konnten die Bewohner der Ada Kaleh ihre Toten auf Simijan nicht besuchen. Bis 1989 durfte nur das Militär die Insel betreten. Die Donau war eine Grenze zwischen den Welten, über ihr lag der Eisernen Vorhang, der Rumänien vom Westen trennte, der zu dieser Zeit in Jugoslawien begann. Davon erzählen die zahllosen namenlosen Gräber auf der jugoslawischen Seite, die Gräber derer, die erfolglos versucht hatten, von Rumänien nach Jugoslawien zu schwimmen: Manche sind ertrunken, manche wurden erschossen, bevor sie die erdachte Grenze in der Mitte des Flusses erreicht hatten. Aus dieser Zeit stammt auch die Legende vom „rumänischen Torpedo“, einer Flasche mit komprimierter Luft und angeschweißten Griffen, die, wenn man sie an einer Seite durchstach, den Flüchtenden zur anderen Seite des Flusses tragen würde. Die ersten Besucher, die nach der rumänischen Revolution Simijan besuchten, fanden eine Festung vor, die von Sträuchern und Unkraut bewachsen war. Viele Grabsteine waren von Kugeln beschädigt worden, die wohl die Grenzposten zum Spaß abgefeuert hatten.

Trauer um eine Insel Diejenigen, die für immer das Land oder den Ort, an dem sie geboren wurden, verloren haben, haben etwas gemeinsam. Es ist nicht nur der Verlust der Kindheit und der Jugend, jener Zeit, als jedem das Gras grüner zu sein schien als später, als alles noch unschuldig war und unendlich schön. Eher ist es eine Behinderung der Seele, das Gefühl, das etwas fehlt, etwas, das noch da ist, obwohl man weiß, dass das falsch ist. Ein. Phantomschmerz. „Als wäre auch dieses Land und dieses Belgrad, dass ich einmal kannte, von der Donau fortgetragen worden,“ schreibt aus weiter Ferne ein Freund, der vor langem weggegangen ist. Dieser Schmerz entweicht aus jedem Wort der Geschichten von der Ada Kaleh. „Die Insel hatte einen besonderen Geruch, er war an jeder Seite anders.

Vom Fluss kam der fast meerähnliche Geruch des Wassers, um die Häuser herum verbreitete sich der Geruch der Früchte oder der Marmelade, die zubereitet wurde. Ging man auf den Basar, traf einen der Geruch des Tabaks. Im Frühjahr ergrünte die ganze Insel, und am Abend, sobald die Dämmerung fiel, begann ein richtiges Orchester quakender Frösche. Alle haben eine Heimat, jeder kann seinen Herkunftsort besuchen, jeder kann irgendwohin zurück. Ich kann den Ort, an dem ich aufgewachsen bin, nicht meinem Mann und meinen Kindern zeigen“, erzählt eine Frau. Ein anderer trauert: „Für die Kinder war es besonders paradiesisch. Dort haben wir gelernt, mit anderen zu teilen. Die Feiertage waren besonders, in der Türkei haben wir eine solche Atmosphäre, solche Feiern nicht erlebt.

Wir hatten einen Strand, aber wir konnten nicht weit vom Ufer fortschwimmen, wegen der Wirbel und Strudel. Die Leute lebten lang, sie aßen das, was sie selbst angebaut hatten, an der frischen Luft, es gab keine Automobile, keinen Stress. Ich danke Gott, dass ich meine Kindheit und Jugend in dieser paradiesischen Ecke der Welt erlebt habe. Wenn es irgendwo einen solchen Ort gäbe, ich würde alles aufgeben und dort leben.“ Und noch ein anderer: „Ich habe die vier Ecken des Hauses geküsst, die Tür offen gelassen und bin mit Tränen in den Augen gegangen. Nachdem sie endgültig überschwemmt war, konnten die Leute noch lange Zeit Vögel sehen wie sie über der Donau flogen, dort, wo einmal die Ada Kaleh gewesen war.“

Übersetzung aus dem Serbischen von Rüdiger Rossig Chronologie 1717: Österreich errichtet auf der Ada Kaleh seine Festung Karolina. Am Ufer entstand das Fort Elisabeth. Beide Festungen

gehörten zur so genannten Militärgrenze, mit der das Habsburgerreich seine Grenze gegen das Osmanische Reich sicherte. 1735: Österreich erobert Bosnien. Die Türken erobern Teile Serbiens. 1738: Die Türken erobern die Ada Kaleh und errichten eine Moschee. 1790: Österreich erobert die Donauinsel zurück. 1861: Nach der Gründung des Königreichs Rumänien ist Turnu Severin die Grenzstadt zu Österreich. Die Insel Ada Kaleh bleibt aber bis 1912 beim Osmanischen Reich. 1918: Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Insel Rumänisch.

Am südlichen Donauufer beginnt das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, aus dem später das Königreich Jugoslawien wird. 1945: Die Donau markiert die Grenze zwischen dem kommunistischen Rumänien und Titos Jugoslawien. 1968: Beide Staaten beginnen mit dem Bau des Djerdap-Stausees und den Kraftwerken Eisernes Tor I und II. 1970: Umsiedlung der 600 Bewohner der Ada Kaleh. Viele gehen in die Türkei. 1974: Gründung des Nationalparks Djerdap am Donaudurchbruch am Eisernen Tor. 1989: Demokratische Wende in Rumänien. Der Eisernen Vorhang verschwindet. 2011: Konferenz zwischen Serbien, Rumänien und Bulgarien im Dreiländereck an der Donau. Im Rahmen der Donaustrategie der EU soll der Tourismus gestärkt werden.

## Marion Kräutner: Karger Boden, Tourismus und Aussiedlung

*Rückwanderung der tschechischen Minderheit · Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien / Banater Zeitung, 27.8.2014 · Die Zahlenangaben geben den Stand von 2014 wieder*

---

Im April fangen die ersten Touristen an, aus Tschechien nach Eibenthal zu reisen. Machen manche die Tour durch die tschechischen Dörfer sogar zu Fuß, mit dem Rucksack auf dem Rücken. Sie übernachten bei den Einwohnern.

Eibenthal ist eine von sechs Gemeinden im südlichen Banat, die von ethnischen Tschechen bewohnt ist: Gârnic/Weizenried, Eibenthal, Sankthelena/Sfânta Elena, Schnellersruhe/Bigar, Ravensca und Sumita. Davon hat Eibenthal heute die größte Einwohnerzahl: ungefähr 300 Bewohner. Seit fast 190 Jahren lebt diese Gemeinschaft in Rumänien, tief im Bergland an der Donau. „Es gibt noch einige Rumänen, die mit Tschechen verheiratet sind, aber diese haben auch letztendlich die tschechische Kultur angenommen“, erzählt Anna Caftan. Ihre ältere Tochter arbeitet in Tschechien. Sie und ihr Mann sind hier geblieben, um für eine betagte Verwandte zu sorgen.

### Neuer Arbeitgeber: Reifenfabrik in Prag

„Die jungen Leute haben nichts, was sie zum Zurückkehren veranlassen könnte“, erzählt uns der Pfarrer von Eibenthal. Früher hat er auch in Weizenried, seinem Geburtsort, gepredigt und auch in Neumoldova/Moldova Noua, aber 1999 zog er nach Eibenthal, wo alle seine Sprache verstehen. Nach der täglichen Predigt um 20:00 Uhr erzählt er uns im Garten der Katholischen Kirche die Geschichte der tschechischen Gemeinden aus dem Banat. 1826 wurden aus Tschechien, in zwei Etappen, Menschen ins Banat gebracht, um hier Waldarbeit zu verrichten. Der damalige Besitzer der Wälder an der Donau hat Arbeitskraft beantragt, denn die Gegend war vorher unbewohnt. Die Tschechen haben das Angebot angenommen, weil ihnen dadurch Vorteile zugesagt wurden: Fünf Hektar Land pro Person, Steuerfreiheit und keinen Militärdienst, sowie fünf Österreichisch-ungarische Gulden pro Monat für jede Familie. Nur das Geld haben sie davon erhalten, „alles andere waren nur Versprechen“, sagt der Pfarrer. Zurück konnten sie aber nicht mehr. Also sind sie hier geblieben. Fast 190 Jahre, bis heute.

Jetzt siedeln sie jedoch nach und nach zurück. Jetzt ist es einfacher. Nach der Wende fingen sie an, ein besseres Leben in Tschechien zu suchen. Die meisten, die weggezogen sind, arbeiten in Tschechien in einer Reifenfabrik namens Mitas, in Prag. So können sie sich und ihre Familien, die in Rumänien geblieben sind, versorgen. Denn Arbeit gibt es in Eibenthal kaum. Seit das Kohlebergwerk geschlossen wurde, haben die Menschen hier kaum noch Erwerbsmöglichkeiten. Der Boden ist für Landwirtschaft kaum geeignet, da es eine Bergwerk-Gegend ist. Die jungen Männer, die das karge Land eventuell hätten bearbeiten können, sind ohnehin alle weg nach Tschechien. Die wenigen Gemeindebewohner, die geblieben sind, leben vorwiegend vom Tourismus.

## **Erst monoindustriell, dann gar nichts**

2006 folgte man auch hier dem allgemeinen Trend und schloss das Bergwerk. Ganz frisch in Erinnerung war den Bewohnern damals eine Explosion in der Mine, die den Tod von zwei Personen verursacht hatte. Der Ortsvorsitzende der Demokratischen Union der Slowaken und Tschechen in Rumänien (UDSCR) und gleichzeitig Vizebürgermeister von Eibenthal, Emil Flašca, erinnert sich genau an den Tag: „Es war der 7. August, 17:45 Uhr, als die Explosion stattfand und danach, am 31. Dezember, wurde hier der Bergbau beendet; gleich nachdem meine Schicht zu Ende war“. Die Gemeinde, deren Existenz auf dem Bergbau beruhte, blieb danach ohne Arbeitsplätze. „Wir haben versucht, Investoren für die Mine zu finden, aber das Gesetz erlaubte keine neue Lizenz“, erklärt Flašca. Die Menschen haben es also vorgezogen, die damals für Entlassene vergebenen Abfindungen zu kassieren.

## **Unklare Zukunft trotz Tourismus-Initiative**

Zwei Jahre nach der Schließung des Bergbaus trafen sich drei junge Männer in Eibenthal: Tiberiu Iosif Pospíšil, Štěpán Slaný und Jan Duben. Sie fingen an, Pläne für die Zukunft zu schmieden. Seitdem haben sie nicht nur eine Tourismus-Initiative, die Tschechen nach Rumänien bringt, sondern auch eine Gaststätte, das U Medveda, und seit 2011 sogar ein Musik-Festival, das „Festival Banát“. Dieses bringt jährlich ungefähr eintausend Menschen, die meisten Tschechen, nach Eibenthal.

Die meisten Bewohner sind Rentner und die jungen Leute ziehen weg. Daran ändert sich kaum etwas, wenn man bedenkt, dass in den Klassen 1 bis 8 in der allgemeinbildenden Schule in Eibenthal nur noch 30 Kinder eingeschrieben sind. Tschechisch als Muttersprache wird hier eine Stunde pro Tag gelehrt, die restlichen Fächer werden auf Rumänisch vorgetragen. Ana Caftan findet das gut so, denn „in anderen Dörfern, wo alle Fächer auf Tschechisch gelehrt werden, können die meisten Kinder fast gar kein Rumänisch“. Die Lehrerin wird vom tschechischen Staat bezahlt und bleibt hier für drei Jahre. Danach übernimmt ein anderer Pädagoge diese Stelle. Der tschechische Staat unterstützt nicht nur die Bildung, sondern auch die Infrastruktur: Hauptstraße und Telefon-Leitung wurden ebenfalls aus Tschechien finanziert. Trotz Tourismus-Initiativen und Unterstützung aus dem Ausland sprühen Pfarrer und Vizebürgermeister kaum vor Optimismus. Wenn gefragt, wie sie die Zukunft der Gemeinde sehen, zucken sie mit den Schultern und haben keine Antwort.

## Herkulesbad: Ein Kulturdenkmal vor dem Untergang

*Der einst bekannte Kurort Herkulesbad in Rumänien ist seit einigen Jahren dem Verfall preisgegeben. Eine Gruppe junger Aktivistinnen kämpft um die Rettung · Florian Kühner-Wielach, Der Standard, Blog „Aus der Mitte Europas“, 26.9.2024*

---

Als Jakob Pazeller 1903 seinen später weltberühmten Walzer „Erinnerung an Herkulesbad“ komponierte, befand sich der seit der Römerzeit bekannte, wenige Kilometer von der Donau gelegene Kurort auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Jedes Jahr kamen tausende Gäste aus aller Welt hierher ins Banater Bergland, um mithilfe des Thermalwassers ihre Beschwerden zu lindern und sich von den Strapazen des Alltags zu erholen.

Der 1869 in Baden bei Wien geborene Komponist und Kapellmeister Pazeller hat am Konservatorium in Wien Musik studiert und anschließend einige Stationen als Dirigent absolviert: im böhmischen Teplitz/Teplice, in den siebenbürgischen Städten Kronstadt/Braşov und Hermannstadt/Sibiu, anschließend am Carltheater in der Wiener Leopoldstadt. 1886 ging er als Militärkapellmeister des k. u. k. Infanterieregiments 33 nach Arad. In der kalten Jahreszeit dirigierte er dort das Theaterorchester, im Sommer wirkte er in Herkulesbad, wo seine Garnison ihren Standort hatte.

### Die Wiedergeburt eines antiken Badeorts

Der damals im ungarischen Teil der Donaumonarchie, heute in Rumänien gelegene Kurort hatte seinen (zweiten) Aufstieg den Habsburgern zu verdanken. Bereits in der Römerzeit waren die Thermalquellen mit Schwefel, Natrium, Chlor, Magnesium und Kalzium gerne genutzt worden. Halbgott Herkules selbst soll, so sagt die Legende, hier gebadet haben. Daher auch der Name Herkulesbad, der 153 n. Chr. erstmals als aquas Herkuli sacras, die Heiligen Wasser des Herkules, erwähnt wird. Bis heute zeugen archäologische Funde vom antiken Kurbetrieb.

Jedoch geriet der Ort nach dem Ende der römischen Epoche über viele Jahrhunderte in Vergessenheit. Erst als die Habsburger ab dem späten 17. Jahrhundert Teile Zentraleuropas von den Osmanen eroberten, wurde Herkulesbad wiederentdeckt. Der Ort diente nun als militärischer Stützpunkt im Rahmen der von Habsburg eingerichteten Militärgrenze, die als Puffer- und Verteidigungszone entlang der Ost- und Südostgrenze des habsburgischen Herrschaftsgebiets diente. Bald nutzten nicht nur Soldaten die Heilquellen. Jahr für Jahr wuchs auch die Zahl der zivilen Kurgäste.

### Aufstieg unter Habsburg

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden in Herkulesbad, das damals Mehadia genannt wurde, alte Bäder reaktiviert und neue Bäder gebaut. Die Militärverwaltung fungierte als Betreiberin der Kurbadkomplexes. „Tausend glückliche gewordene Menschen von allen Ständen, aus allen benachbarten Provinzen“ würden den wohltätigen Einfluss der „uralten römischen Herkulesbäder“ verkünden, schrieb der k. k. Kameral- und Provinzialmedico Johann Michael Stadler 1776 in einer Studie für Maria Theresia.

So wurde aus dem Garnisonsort im abgelegenen Cerna-Tal im Laufe des 19. Jahrhunderts ein

„place to be“ der europäischen Elite. Seit 1847 steht im Ortszentrum eine Statue des namengebenden Halbgotts aus eingeschmolzenen Kanonenrohren. Bald konnten die Kurgäste Herkulesbad auch mit der Bahn erreichen, der architektonisch herausragende Bahnhof stammt aus dem Jahr 1879.

Einige Jahre später kamen die bis heute prägenden Bauten des Wiener Architekten Carl Wilhelm Christian Ritter von Doderer (1825 bis 1900) hinzu. Herkulesbad verfügte nun über eine Reihe von mondänen Hotels, über einen Kursalon, ein Casino, eine Kirche und pittoreske wie technisch beeindruckende Brückenkonstruktionen. 1852 war Kaiser Franz Joseph zu Gast. Es sei der schönste Kurort Europas, soll er das Ensemble kommentiert haben.

### **Eine berühmte Rheumapatientin**

Franz Josephs Gattin, Kaiserin Elisabeth, wurde später zur wohl berühmtesten Rheumapatientin des Kurorts. Folgt man ihren Frühlingsliedern, die sie zu Ostern 1887 in Herkulesbad niederschrieb, schien sie von den Heilwässern nicht weniger als Jugend und Schönheit zu erwarten:

Doch die Nixe schöpft das Nass, / Und aus ihren weißen Händen / Fließt es ohne Unterlass, / Schönheit, Jugend mir zu spenden.

Im Gedicht versprach sie der Nixe, auch im nächsten Jahr Ostern in Herkulesbad verbringen zu wollen, sollte der Aufenthalt das Streben nach andauernder Schönheit und Jugend tatsächlich fördern:

Nixe, was du zugesagt, / Sollt' es in Erfüllung gehen, / Wird die nächste Osternacht / Wieder hier bei dir mich sehen.

Aus: Simbota Marre (Osternacht). Kaiserin Elisabeth von Österreich: Das poetische Tagebuch.

Elisabeths Villa kann man heute noch in Herkulesbad sehen, so wie das Bad des Kaisers und seine Kapelle. Doch Elisabeth und Franz Joseph wären schockiert, würden sie heute noch einmal hierher zurückkehren, wie die Kaiserin es der Nixe im Gedicht versprochen hat.

### **Pazellers einsames Ableben**

Herkulesbad blieb noch in der Zwischenkriegszeit, als das bis dahin ungarische Banat an Rumänien angeschlossen wurde, ein vornehmer und hochfrequentierter Kurort. Jakob Pazeller hingegen konnte trotz seines Welthits „Erinnerung an Herkulesbad“ nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr an seine Erfolge als k. u. k. Militärmusiker anschließen. Er hatte sich entschieden, nach dem Zerfall der Donaumonarchie mit seiner Familie in Ungarn zu bleiben. Dort verzieh man ihm nicht, in den Diensten der in Ungarn wenig beliebten Habsburger gestanden zu haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verhinderte nur sein gesundheitlicher Zustand, dass er, der geborene Österreicher, wie viele Ungarndeutsche vertrieben wurde. Seine Werke wurden vom kommunistischen Regime verboten, er starb 1957 mittellos in Budapest. Heute hängen in Baden, Budapest und Herkulesbad Gedenktafeln mit seinem Namen. Straßen wurden nach ihm benannt.

## **Zwischen Nostalgie und Postapokalypse**

Für Herkulesbad, das seit dem Ende des Ersten Weltkriegs Băile Herculane heißt, begann der Abstieg nach dem Zweiten Weltkrieg, als Rumänien kommunistisch wurde. Zwar wurde der Ort weiter als Heil- und Erholungstherme genutzt. Plattenbauhotels wuchsen aus dem Boden, ein anderes Herkulesbad entstand, das vor allem aus Bettenburgen bestand. Der Ort verlor, hinter dem Eisernen Vorhang isoliert, seinen mondänen Genius loci.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs kamen Investoren und versprachen eine Wiedergeburt des alten Herkulesbad – bis das Geld ausging. Seitdem verfällt ein Großteil der spätbarocken, klassizistischen und historistischen Gebäude. Die teils seit Jahren eingerüsteten Fassaden machen nicht zwingend Hoffnung, dass sich wirklich etwas ändert. Auch wenn sich zwischen den Ruinen gelegentlich ein zumindest äußerlich renoviertes Gebäude findet, das einer sinnvollen Nutzung harrt.

## **Wie im falschen Film**

Man wähnt sich heute in der Kulisse für einen Katastrophenfilm oder einer Art Lost-place-Themenpark, zwischen dessen Attraktionen sich die eine oder andere Imbissbude eingerichtet hat, um an den Touristen zu verdienen, die sich hier einen nostalgischen wie postapokalyptischen Kick holen möchten.

Die Situation des historischen Ensembles und der teils ebenso leerstehenden Baudenkmäler des Realsozialismus soll aber nicht täuschen: Băile Herculane ist nach wie vor einer der meistbesuchten Kurorte in Rumänien. Die Kurgäste sitzen mitunter in schmucklosen Betonbecken, ohne Kolonnaden, Wandelhallen, Parks und Pavillons. Manchmal sieht man einen Kurgast in Bademantel und Badeschlapfen an den prachtvollen, bröckelnden Fassaden der Doderer-Bauten vorbeispazieren. Als wäre er im falschen Film.

## **Im verfallenden Herzstück Herkulesbads**

Eher als Zuseher einer Tragikomödie fühlt sich, wer Oana Chirilă zuhört. Die junge Architektin ist die Gründerin und Präsidentin des Herculane Project, das sich seit mehr als fünf Jahren der Rettung des Neptun-Bades verschrieben hat. Die große Vergangenheit dieses kolossalen Gebäudes lässt sich selbst in seinem aktuellen, inferioren Zustand erahnen.

Das 1886 nach Plänen Ignatz Schöckls (ab 1880 mit magyarisiertem Namen Ignác Alpár) im eklektizistischen Stil erbaute Kurhaus stellte über Epochen das Herzstück des Kurorts dar. Prominente Gäste aus ganz Europa ließen sich in einem der vielen Individualbaderäume behandeln, unter ihnen Ministerpräsidenten und Schriftsteller, Königinnen und Fürsten. Kaiser Franz Josephs „Badezimmer“ ist auch heute noch mit einer Gedenktafel markiert.

Vor rund zwei Jahrzehnten scheiterte ein privates Revitalisierungsprojekt, und seither verkommt das Gebäude. Ein absurder Zuständigkeitskonflikt verhindert jegliche langfristige Investition seitens der öffentlichen Hand.

## **Ein gemeinsamer Kraftakt ist nötig**

In den vergangenen Jahren ging es in den Hallen des Neptun-Badehauses, dem Verfall zum Trotz, lebhaft und produktiv zu. Denn hier finden die Sommerschulen des Herculane Project statt, die mehrheitlich von Architekturstudentinnen der Polytechnischen Universität in Temeswar/Timișoara besucht werden. Der Frauenanteil in dieser Studienrichtung betrage hier um die 90 Prozent, erklärt Oana den auffällig hohen Anteil an weiblichen Summerschool-Teilnehmenden.

Die Mitglieder von Herculane Project versuchen zu retten, was zu retten ist. Am gefährlichsten ist die eindringende Feuchtigkeit. Mit den vorhandenen Mitteln können sie lediglich das Schlimmste verhindern. Ein wichtiger Schritt in Richtung nachhaltiger Restaurierung würde die Aufnahme des Ensembles in die Liste des Unesco-Weltkulturerbes bedeuten.

Dies wäre wohl auch das richtige Signal für jene Länder, die sich gerne auf ihren Anteil am historischen Kulturerbe der Donaumonarchie beziehen. Denn nur eine Großinvestition könnte die einst kaiserlichen und königlichen Bäder retten, ein gemeinsamer Kraftakt über aktuelle Grenzen hinweg. Sonst bleibt irgendwann nur mehr die Erinnerung an Herkulesbad, Herkulesfürdő, Băile Herculane.

## Renate Lichtfuss: Von Wien nach Orawitz

*Versuch eines Brückenschlags · Banater Berglanddeutsche. Mitteilungsblatt des Heimatverbandes, Folge 100 (September/Oktober 2001), S. 12 · Neu gesetzt 2026*

---

In Wien, der „Völkermühle“ der alten Monarchie, bin ich aufgewachsen und habe selbst in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren immer wieder gespürt, wieviel Bereicherndes über die Grenzen vor allem aus Ost und Süd in unsere österreichische Welt hineinkam. So war es vielleicht kein Zufall, daß sich mein Lebensweg mit dem eines Mannes verband, der 1944 als Flüchtling in unser Land gekommen war und der bei allem Engagement für diese neue Heimat der alten unverbrüchlich die Treue hielt. Und diese alte Heimat war das Temeser Banat, waren Orawitz und seine Landschaft bis hinunter zur Donau und dem Eisernen Tor. Sobald es möglich war, einigermaßen unbehindert hinzufahren, lernte ich dann dieses Land und seine Menschen kennen.

Und schon beim ersten Besuch – dem im Lauf der Jahre viele weitere folgten und auch in Zukunft folgen werden – erlebte ich staunend, wie sehr die österreichische Lebensart hier nach wie vor in der Sprache wie in den Sitten, in den Häusern wie in der Kirche lebendig war; „Küss’ die Hand“ wird ebenso selbstverständlich begrüßt wie „Kezét csókolom“ und „Sărut mâna“, und man „diskuriert“ wie eh und je, während unser allzu westlich gewordenes Deutsch immer mehr dem Unfug der Verfremdung erliegt. Man diskuriert im übrigen viel und gern in Orawitz, und wenn ein deutsch begonnenes Gespräch spontan auch ungarische und rumänische Begriffe einbezieht, so sind das nicht Fremdwörter, weil im Banat ja alle drei Sprachen beheimatet sind.

Wie die vier Glaubensbekenntnisse, denn hier wurde ökumenisch gelebt, lange bevor dieser Begriff von den Amtskirchen der großen Welt in dem Bemühen um gegenseitiges Verständnis offiziell eingeführt wurde. In der katholischen Kirche gab’s keine Kerzen mehr für die Ostertage? Da brachte der Protopop eine Kiste voll „lumânări“; ein Lichtträger im schönsten Sinn des Wortes! Und als wir einmal Freunden aus Bukarest die wunderschöne rumänische Kirche zeigen wollten (übrigens als Beispiel für einen Biedermeierstil wie im alten Österreich!) und dort gerade Gottesdienst war, wurden wir vom Pfarrer begrüßt und auf die Ehrenplätze gebeten, – wie ja auch in „unserer“ Kirche die Würdenträger der orthodoxen Kirchen besondere Wertschätzung erfahren.

Bei den Osterzeremonien etwa – wie schön sind sie in Orawitz! Wie da alle zusammen helfen, vom Pfarrer bis zum Kinderchor mit der Kantorin (unserer lieben Sonny sei hier ganz besonders gedankt!), damit die alten Lieder in der schon von den ersten Siedlern erbauten Kirche erklingen und auch die Passion, die vor etwa 100 Jahren hier komponiert wurde und ohne die es keine Karwoche in Orawitz gibt (wobei, wenn Not am Mann ist, auch der rumänische Pfarrer einspringt und die deutsche Passion singt) – das hat mich immer wieder beeindruckt.

Ebenso auch die Wallfahrten zur Kreuzwiese (mit der kleinen Kapelle der Bergleute) und zum lieben, idyllisch gelegenen Kirchlein von Maria-Ciclova – der kleineren, aber nicht weniger herzlich verehrten Schwester von Maria-Radna – oder der Friedhof, wo deutsche, ungarische

und rumänisch Namen auf den alten Grabsteinen stehen, steil den Hang hinauf, bis man von oben das ganze Städtchen sieht, wie es sich langgestreckt zu den Bergen hin entwickelt hat. „Berghauptmannschaft“ liest man auf einem alten Stich aus Orawitz, der bei uns in Innsbruck neben dem Klavier hängt, auf dem oft die Lieder eines Mannes erklingen sind, den ich aufrichtig verehrt habe und an den hier erinnert werden soll: Dr. Franz Klima.

Arzt war er und Künstler zugleich – und ein zutiefst in dieser Welt des alten Orawitz verwurzelter Mensch, der Gedichte in allen drei Sprachen schrieb, der übersetzte 12 (sogar aus dem Zigeunerischen, das er sich selbst angeeignet hatte) – und der Lieder komponierte, die volkstümlich im besten Sinne des Wortes sind (sogar Jodler gibt's darin!) und gleichzeitig tief empfundene, wunderschöne Musik. Wem seine „Rauhnacht“ oder „'s is“ Kirweih heint“ nicht ans Herz greifen, ob er nun aus Orawitz stammt oder aus der weiten Welt des alten Österreich, dem ist nicht zu helfen... Mit Dr.

Klima sind wir schon beim ersten Besuch zum Kalcher-Garten gewandert, zum Schützengarten und nach Ciclova; andere Freunde haben uns nach Saska geführt (auch dort eine liebe alte Bergmannskirche), nach Steierdorf (wo man sich ganz heimatisch „stoansteirisch“ fühlen kann) oder zur Einsiedelei der Călugăra im Gebirge. Wir waren oben in Marilla – und unten an der Donau, fuhren mit dem Schiff durch die gewaltige Landschaft des Kazan-Passes und besuchten zuerst das alte, dann ja leider versunkene Orschowa und später das neue, wo Architekt Fackelmann die moderne Kirche gebaut hat, die vom Geist wie von der gestalteten Form her ein großes Kunstwerk ist. „Diskuriert“

haben wir dann auch dort – im Pfarrhaus, beim besten Gänsebraten, den wir je aßen (Essen gehört zur Kultur, und von Krautfleckerln bis zur Dobostorte ist der k.u.k. Speisezettel der Wiener Küche dort vielleicht sogar lebendiger geblieben als hier im Ursprungsland). Zurück ins „höhere“ Orawitz! Dort steht, neuestens von einer Gedenktafel (in rumänischer und deutscher Sprache!) gekennzeichnet und schön renoviert, das Haus, in dem Kaiser Franz I. nächtigte, als er zur Eröffnung des neu erbauten Theaters nach Orawitz kam, das den Wiener Bühnen des 18. Jahrhunderts nachempfunden war; es bot die Möglichkeit zu Opern- und Theateraufführungen mit Gästen aus Temesvar, Siebenbürgen und selbst aus Wien – und wartet mit seinem kleinen Museum auf die heutigen Besucher...

Daß hier einst der große Eminescu in den kleinen Souffleurkasten (es gibt ihn noch!) kriechen mußte, um seinen Geldbeutel zu füllen, gehört zur liebevoll gepflegten Lokalgeschichte. Unser Familie hat der Orawitzaer „Welt von gestern“, aber auch von heute für viele schöne Erinnerungen zu danken. Wir haben hier von Menschen, die manchmal bitter arm waren, die sprichwörtliche Gastfreundschaft des Ostens erfahren, die in unserer westlichen Wohlstandsgesellschaft leider sehr viel seltener geworden ist und die im Banat trotz vieler nach wie vor bestehender Probleme des Alltags beneidenswert selbstverständlich und mit großer Herzlichkeit geübt wird.

Unvergesslich bleibt, wie unsere Silberhochzeit in Orawitz gefeiert wurde: in der mit Girlanden geschmückten Kirche die Messe – mit unserem Freund Paul Lackner als Hauptzelebrant, mit den in Lederhosen und Dirndlkleidern versammelten Kindern, die Gedichte aufsagten und den silbernen Ährenstrauß brachten (auch den gibt es noch!) – und dann, unserer Bitte

entsprechend, einem Lagerfeuer mit Kukuruzbraten im Garten der lieben Botos Tery auf dem Kirchenberg, wo wir alle gemeinsam unsere alten Volkslieder sangen. Wobei, wir müssen's gestehen, unsere Gastgeberin bei manchen Liedern zehn Strophen und mehr auswendig wußte, während wir früher oder später nicht mehr mit dem Text mithalten konnten... „Man muß den Osten kennen, mon Dieu!“

entgegnete einst Prinz Eugen zornig seinem Kaiser in Wien, um ihn von der Notwendigkeit größerer Hilfeleistung zu überzeugen. Lassen wir dieses Wort auch heute gelten, – der Osten braucht's noch immer!

## Helmut Kulhanek: Dampflokomotivenbau in Reschitz

*Spuren einer entschwundenen Tradition auf alten Ansichtskarten · Banater Berglanddeutsche, Folge 100  
(September/Okttober 2001), S. 15–18 · Neu gesetzt 2026*

---

Es ist bekannt, dass in Reschitz jahrzehntelang Dampflokomotiven mit einem hohen technischen Niveau und einem ausgezeichneten internationalen Ruf gebaut wurden. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass die Anfänge dieser Tradition nicht mit der Inbetriebnahme der in den Jahren 1921–1922 gebauten und Anfang 1923 feierlich eingeweihten „Lokomotivfabrik“ übereinstimmen. Vielmehr lagen diese Anfänge damals bereits ein halbes Jahrhundert zurück, denn in Reschitz wurde die erste Lokomotive bereits im Jahr 1872 gebaut. Die reichen Bodenschätze des Banater Berglandes – Eisen sowie andere Metalle bzw.

Edelmetalle enthaltende Erze (in Eisenstein, Dognatschka, Vârtoape bei Bokschan, Delinești, Orawitz, Tschiklowa, Saska), hochwertige Steinkohle (Doman, Sekul, Anina, Steierdorf), für die Stahlverhüttung unerlässliche Zusätze wie Kalk (Colțani u.a.), Mangan (Delinești) – schier unendlich Wälder mit Holz im Überfluss zur Gewinnung von Holzkohle und unerschöpfliche Wasserreserven aus dem Semenik-Gebirge haben schon im 18. Jahrhundert die Entwicklung von Bergbau und Hüttenwesen in diesem Teil des österreich-ungarischen Reiches begünstigt. In Reschitz wurde der erste Hochofen bekanntlich im Jahr 1771 angeblasen. Eine lithographische Ansichtskarte aus dem Jahr 1898 präsentiert Reschitz bereits als eindrucksvolle Industrielandschaft. Nach der Übernahme des Banater Montangebietes durch die k.u.k.

privilegierte österreichische Staats-Eisenbahn-Gesellschaft (StEG) im Jahr 1855 wurde die Entwicklung stark beschleunigt, was zur Folge hatte, dass der bis dahin mit Pferdebahnen praktizierte Materialtransport innerhalb der Betriebe nicht mehr den Anforderungen gerecht werden konnte. Die Erfolge des Dampfkrafteinsatzes im Transportwesen der entwickelten westeuropäischen Industriestaaten haben die Leitung der Gesellschaft veranlasst im Jahr 1871 eine Lokomotive nach Reschitz zu schicken. Es war eine Lokomotive der Serie StEG 52 mit einer Spurbreite von 948 mm und einer

Leistung von 45 PS. Sie wurde nach den Entwürfen von John Haswell in der gesellschaftseigenen Lokomotivfabrik in Wien gebaut und war speziell auf die Bedürfnisse der Reschitzauer Werke abgestimmt. Da es von der Hauptstadt bis zu dieser Randregion des Reiches noch keine durchgehende Bahnverbindung gab, entschied man sich für eine kombinierte Transportmöglichkeit: auf der Donau per Schiff von Wien bis Basiasch, weiter auf der zu diesem Zeitpunkt schon in Betrieb befindlichen Schienenverbindung nach Orawitz und von da bis Reschitz auf einer speziellen Plattform, die von vier Paar Ochsen gezogen wurde. Árpád von Biró erinnert sich in einer seiner autobiographischen Skizzen daran: „Wir waren als Kinder dabei, als die erste „SZEKUL“ benannte Lokomotive auf einem von acht kräftigen Ochsen gezogenen mächtigen Wagen hier anlangte. Auch ihre erste Reisetour mit dem ersten hiesigen Lokomotivführer, Johann Pittner, bewunderten wir“. Diese Jungfernfahrt begann am 26. November 1871 um 8 Uhr 30 und führte von den Hochöfen bis zur Kohlengrube in Sekul über eine Strecke von 16,3 km Länge mit einem Höhenunterschied von 195 m. Sicher ist, dass diese Lokomotive ihren

Dienst jahrzehntelang zuverlässig versah und als Modell diente für weitere drei mit Nummern und Namen versehene Exemplare, die in den Jahren 1872 und 1873 in den Reschitzaer mechanischen Werkstätten nachgebaut wurden: RESICZA (Nr. 2), die am 17. Mai 1872 den Betrieb aufnahm, BOGSAN (Nr. 3), die zumindest in der Anfangszeit in dem Bokschaner Werk eingesetzt wurde, und HUNGARIA (Nr. 4), die 1873 auf der Weltausstellung in Wien präsentiert wurde. Dafür hat man den Transport von Reschitz nach Orawitz wieder mit Ochsenkraft durchgeführt. Glücklicherweise blieb ein Foto erhalten, das diese Aktion dokumentiert. Es zeigt nicht nur die Lokomotive, sondern auch 36 davor gespannte Ochsen. Allerdings waren während des Transports nicht alle gleichzeitig eingespannt. Auch zogen einige der Ochsen die Heuwagen, die den Transport begleiteten, um die Tiere unterwegs zu füttern. 1896 wurde dieselbe Lokomotive nochmals ausgestellt, und zwar auf einer Ausstellung in Budapest. Der Transport gestaltete sich diesmal einfacher, denn inzwischen gab es die Bahnverbindung nach Reschitz. Eine einzige Quelle behauptet, es seien bis 1878 noch zwei weitere Exemplare gebaut worden, denen man einen Namen gegeben hat: Nr. 5, Name unbekannt, und Nr. 6 ALFRED. Weitere Angaben dazu macht die Quelle nicht.

wundert werden. (Siehe Fotos S. 14+15.) Wenn die RESICZA, zu sehen auf alten Ansichtskarten, identisch ist mit der Lokomotive mit der Nummer 1 im Museum, bleiben zumindest einige Fragen offen. Vergleicht man nämlich sehr genau das Originalfoto der RESICZA mit der Nr. 2 mit dem Exponat im Freilichtmuseum, so sind eine ganze Reihe von Konstruktionsunterschieden zu erkennen: Rückwand der Plattform, Handbremse, Form des Schornsteins, Form des Überdruckventils, Verlauf der Rohrleitungen entlang des Kessels, Form der Frontkonstruktion im unteren Bereich und einiges mehr. Gesicherte Erkenntnisse über Umbauarbeiten, welche diese Unterschiede erklären könnten, gibt es nicht. Da dieser Lokomotive aber eine bewegte und abwechslungsreiche Vergangenheit nachzuweisen ist – sie soll eine Zeitlang sogar in Câmpia Turzii als Dampferzeuger gedient haben – sind möglicherweise diese Änderungen im Laufe der Zeit vorgenommen worden. Erwähnenswert sind die Umstände, die zur Wiederentdeckung des historischen Exemplars geführt haben. Zwischen 14. Juli und 13. August 1957 befand sich die damalige Klasse VIII B des Reschitzer Lyzeums (Liceul mixt) auf Klassenfahrt durch Rumänien. Unter den 30 teilnehmenden Schülern befanden sich auch der spätere Ing. Perianu und ich. Am Mittwoch, den

Aufgrund eines Missverständnisses bzw. einer Fehlinterpretation war man geraume Zeit der Meinung, die Lokomotive RESICZA, die ja mit der Nummer 2 versehen war, sei das zweite in Reschitz gebaute Exemplar, ohne eine Erklärung dafür zu finden, wann und wo die Nummer 1 geblieben war. Neueren Nachforschungen zufolge wird behauptet, es gäbe gesicherte Erkenntnisse, dass die Nummer 1 der aus Wien gebrachten Lokomotive SZEKUL zugeteilt wurde und dass diese Nummern eigentlich Verkehrs- und nicht Herstellungsnummern darstellten. Somit ist also die RESICZA mit der Nr. 2 die erste in Reschitz gebaute und damit zugleich die überhaupt erstgebaute Dampflokomotive auf dem gesamten Gebiet des heutigen Rumänien.

Diese Lokomotive kann – allerdings mit einer 1 versehen – als Prunkstück unter vielen anderen interessanten Exponaten im Zentrum des Lokomotiven-Museums in Reschitz-Triaș, zwischen den Stadtvierteln „Lunca Pomostului“ und „Govândari“ (Lunca Bârzaiei) seit fund 30 Jahren

be17. Juli, besuchten wir in Câmpia Turzii das Werk „Industria Sârmei“. Dort sahen wir auf einem Abstellgleis eine offensichtlich sehr alte Dampflokomotive in desolatem Zustand. Das Schild darauf erregte unsere Aufmerksamkeit. Da war nämlich zu lesen: Maschinenfabrik der Staatseisenbahn-Gesellschaft RESICZA 1872. Nach Reschitz zurückgekehrt, erzählten die Schüler zu Hause davon. Daraufhin bemühten sich einige beherzte Eltern, die im Werk arbeiteten und die Bedeutung unserer „Entdeckung“ erkannten, dass diese Lokomotive „heimgebracht“, konserviert und später im Lokomotivmuseum ausgestellt wurde.

In Reschitzas monographischer Literatur finden sich keine gesicherten Anhaltspunkte und Einzelheiten über das Schicksal der restlichen Lokomotiven dieser Serie. Um so wertvoller sind daher alte Ansichtskarten als zeitgeschichtliches Dokumentationsmaterial. Eine aufmerksame und genaue, mit einem Vergrößerungsglas durchgeführte Betrachtung einiger alter Ansichtskarten aus meiner eigenen Sammlung hat folgendes ergeben: Die Karte links (Poststempel 5.4.1923) zeigt zweifellos die Lok BOGSAN (Nr. 3) in voller Tätigkeit auf der in den 80er Jahren abgerissenen Eisenbahnbrücke, die jahrzehntelang die „Schmelz“ (Stahlwerk) mit dem Walzwerk verband und Reschitzas Hauptstraße zwischen der katholischen Kirche und dem Scheuchenstein-Gebäude beim alten Bad überquerte. Die Karte rechts zeigt eine ähnliche Situation, nur dieses Mal mit der HUNGARIA (Nr.

4, Poststempel 5.3.1913 und ein zweites Exemplar vom 18.8.1913). Man kann also mit Sicherheit behaupten, dass die Dampflokomotive Nr. 3 im Jahr 1923, also nach 50 Jahren, und die Nummer 4 im Jahr 1913 (nach 40 Jahren) noch voll funktionsfähig in Betrieb waren. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auf den Kopien in dieser Zeitung diese Einzelheiten nicht mehr zu erkennen sind. Auf den Originalfotos aber sind sowohl die Nummern als auch die Namen der beiden Loks, obwohl winzig klein, trotzdem klar und deutlich auszumachen. Es ist sehr gut möglich, dass auf späteren Ansichtskarten ihr Schicksal weiter verfolgt werden kann. In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Produktion um zwei weitere, verbesserte Typen (StEG-54, auch als „Orient“

bekannt, und StEG-123) ergänzt, so dass bis zum ersten Weltkrieg in Reschitz insgesamt neun Lokomotiven hergestellt wurden – alle schmalspurig und für den werksinternen Gebrauch bzw. für die Waldbahnlinien der StEG bestimmt. Nach dem Anschluss des Banats an Rumänien als Folge des ersten Weltkrieges und der Schaffung der U.D.R. (Uzinele de Fier si Domeniile din Resita) als Nachfolgerin der StEG bestand eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben der Reschitzaer Werke in der Reparatur und Ergänzung des Lokomotivbestandes des rumänischen Eisenbahnnetzes, weitgehend zerstört durch das Kriegsgeschehen der vergangenen Jahre. Diese Aufgabe konnte nicht mehr zusätzlich so nebenbei in der „Maschinenfabrik“ bewältigt werden, so dass (aus dieser Notwendigkeit heraus) die U.D.R. beschloss, eine neue, moderne Lokomotivenfabrik zu bauen.

1920 erteilte der Ministerrat in Bukarest die Genehmigung dafür. Diese, über 11.000 qm große, auf dem linken Bersavaufer platzierte Fabrik wurde zur Gänze von der U.D.R. entworfen und gebaut. Mit einer anfänglichen Belegschaft von ca. 600 Beschäftigten betrug die geplante Herstellungskapazität rund 100 Lokomotiven pro Jahr. Bei der Auflösung der U.D.R. durch die Verstaatlichung im Jahre 1948 hatte die Lokomotivenfabrik 909 Beschäftigte. Der begrenzte

Rahmen dieses Beitrags erlaubt es nicht, allzu viele Einzelheiten aufzuführen. Auf alten Ansichtskarten ist sowohl das Innere als auch das Äußere dieser eindrucksvollen Anlage zu sehen, die es heute nicht mehr gibt. Aber die Älteren werden sich noch daran erinnern.

Die Inbetriebnahme der „Lokomotivfabrik“ markierte zwar nicht den Anfang der Lokomotivenherstellung in Reschitz, sie hat aber die Voraussetzung geschaffen für den Übergang zur Serienproduktion und zur Erweiterung der Typen- und Modellenvielfalt, so dass den Anforderungen des Marktes und den Ansprüchen der Abnehmer entsprochen werden konnte. Die ersten beiden Dampflokomotiven, die 1925 die Hallen der neuen Fabrik verließen und immer noch für Schmalspurlinien bestimmt waren, bekamen die Namen „Principele Carol“ und „Principesa Elena“. Die erste wurde 1970 verschrottet, die zweite dagegen kann in dem schon erwähnten Lokomotivmuseum betrachtet werden. Am 10.

Juni 1926 wurde die erste Normalspurlokomotive (1435 mm), Serie 50.000, fertiggestellt und in der Folgezeit eine beeindruckende Vielzahl von Modellen und Typen, welche die Eisenbahnnetze verschiedener Länder auf der ganzen Welt befuhren und zum Teil immer noch befahren. Allein bis 1944 wurden 566 Dampflokomotiven hergestellt, 52 davon für Schmalspurbahnen. Die Jubiläumszahl 1.000 erreichte im September 1955 ein Exemplar der Serie 150.000. Das Ende erinnert an den Anfang, denn die letzten beiden in Reschitz gebauten Loks wurden 1964 geliefert. Sie waren für Schmalspurlinien (1000 mm) der Volksrepublik Vietnam bestimmt. Damit endete die fast 100jährige Tradition des Dampflokomotivenbaus in Reschitz. Danach fiel der Schwerpunkt auf die Produktion von Dieselmotoren und Laufwerken für die in Craiova endmontierten Diesel-Loks.

Zwischen 1923–1964 wurden in Reschitz 1.450 Dampflokomotiven gebaut, dazu im Jahre 1937 zwei kleine Dieselelexemplare, die in Steinbrüchen eingesetzt wurden. Zusammen mit den neun Stück aus der StEG-Zeit sind es also 1.461 neue Loks, die im Reschitzaer Werk hergestellt wurden, davon wurden 271 exponiert. Hinzu kommt eine unübersehbare Anzahl von Reparaturen. Allein bis 1944 waren es 1402. Nur wenige Lokomotivenfabriken in der Welt können auf eine solche Leistungsbilanz zurückblicken.

Die Reschitzaer Werke haben aber nicht nur Lokomotiven gebaut, sondern auch die gesamte Produktpalette der für den Betrieb eines weitverzweigten Eisenbahnnetzes nötigen Nebenerzeugnisse wie Schienen, Weichen, Verzweigungen, Achsen, Räder, Bandagen, Kessel, Wasserversorgungsanlagen und vieles mehr, insbesondere aber zahlreiche Stahlbrücken aller Größenordnungen, ohne die das rumänische Eisenbahnnetz und das anderer europäischer Eisenbahnverbindungen nicht denkbar wäre. Alte Ansichtskarten vermitteln suggestive Eindrücke von dem Geschehen in den einzelnen Sektionen wie Kessel- und Weichenwerkstatt (19.12.1904), Walzwerk (17.8.1922), wo aus glühenden Rohlingen unter anderem auch Eisenbahnschienen gezogen wurden. Nachträglich wurden diese in einer weiteren Halle justiert.

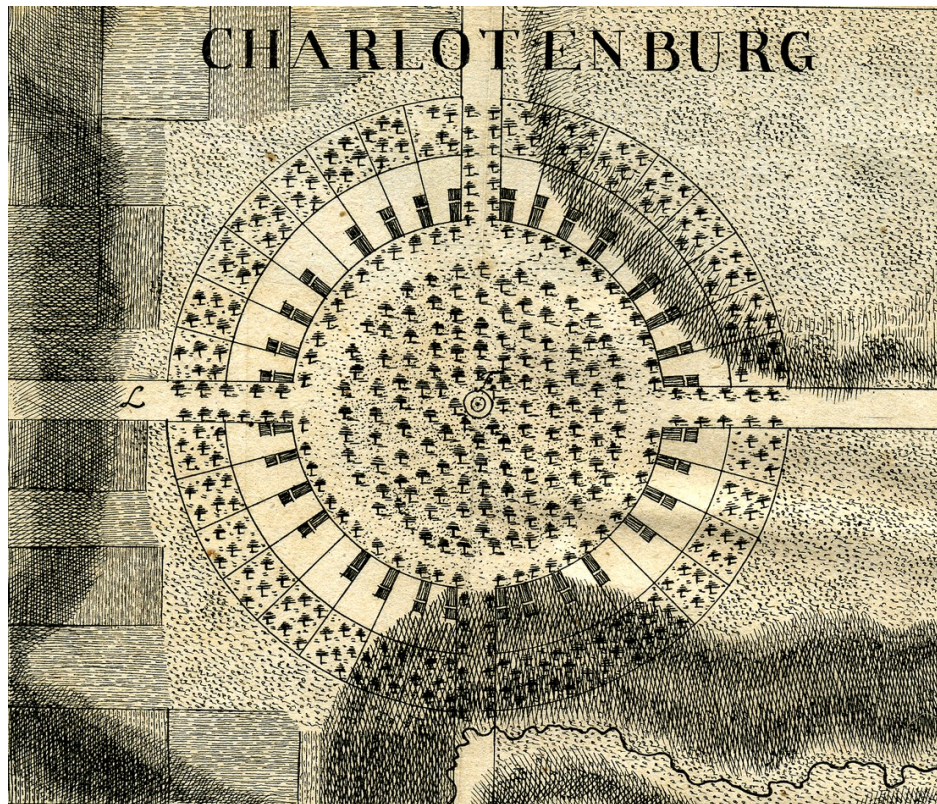
Die Räderpaar-Werkstätte ist sowohl von außen als auch von innen sehr anschaulich dargestellt (Fotos aus der Zeit von 1901 bis 1927). Ein weiteres Foto vermittelt eine äußerst beeindruckende Vorstellung vom Geschehen im Innern der Brückenbauhalle, wo die Brücken nach der Probemontage wieder zerlegt werden, um sie nach dem Transport der Einzelteile zum Bestimmungsort dort endgültig zusammenzubauen. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass die

Weichenherstellung später nach Bokschan und danach nach Buzău und die Achsenproduktion gegen Ende der 50er Jahre nach Brăila verlegt wurden. Der Lokomotivenbau ist ein abgeschlossenes Kapitel der Reschitzaer Werksgeschichte, zeitlich begrenzt zwischen 1872 und 1964. Über ein ganzes Jahrhundert lang war und ist vereinzelt immer noch auf den an den Lokomotiven angebrachten Schildern die Aufschrift RESITA zu lesen.

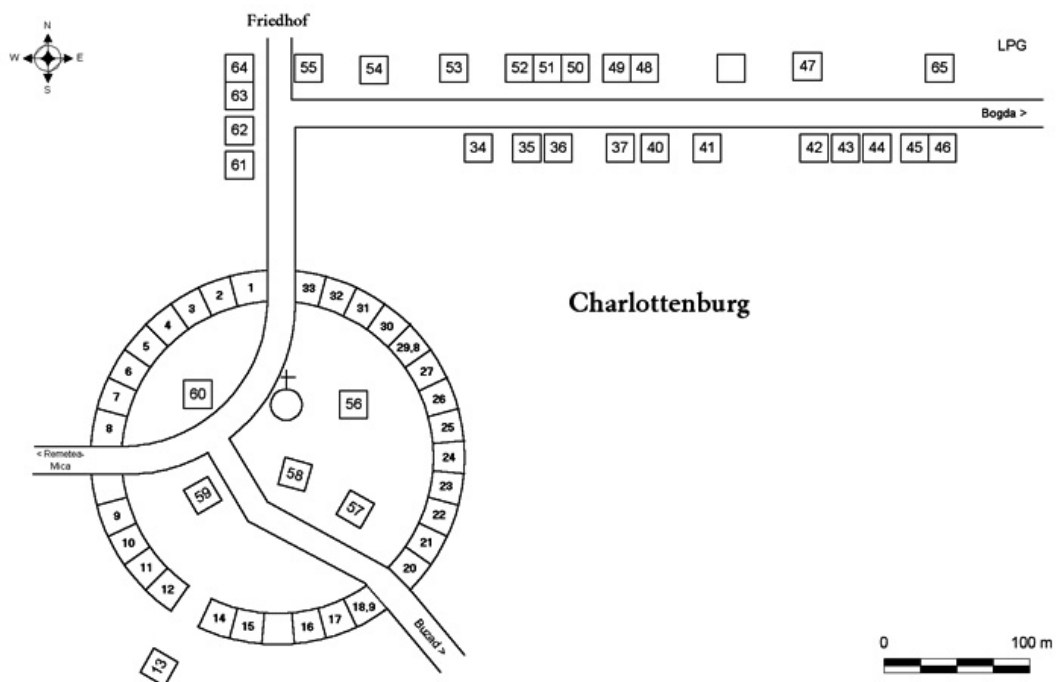
Die Loks haben regelmäßig und überwiegend pünktlich Tausende und Abertausende Male Menschen und Güter von Bahnhof zu Bahnhof gefahren. Die Zeiten aber ändern sich, und die Schilder werden immer seltener. Irgendwann einmal wird es keine mehr davon geben. Und was bleibt dann vom Reschitzaer Lokomotivenbau übrig? Hoffentlich das Lokomotiven-Museum in Reschitz und für viele von uns nostalgische Erinnerungen an eine für immer untergegangene Tradition. Helmut Kulhanek

Bibliographische Quellen: 1. Ing. Ion Pășărică, Monografia Uzinelor de Fier și Domeniilor din Reșița, București 1935 2. Dan Gh. Perianu, Istoria uzinelor din Reșița 1771–1996, Editura Timpul, Reșița 3. Albert Vetö, Aus der Werksgeschichte von Reschitz. Vor 116 Jahren begann der Bau der Dampflokomotiven im Bersautal, in „Banater Berglanddeutscher“, Folge 19, 1988 (nach „Neuer Weg“, Juli 1982).

## Das Runddorf Charlottenburg – zwei Pläne



1780: Griselinis Tafel zeigt den Kreis von Hofstellen um eine Maulbeerpflanzung im Mittelpunkt.



Heute: dieselbe Figur mit Hausnummern – der Ring 1 bis 33, in der Mitte Kirche und Brunnen, außen die Zeile nach Bogda und der Friedhof.

Oben: Francesco Grisellini, *Geschichte des Temeswarer Banats*, Wien 1780, Tafel 1, gezeichnet von Ludwig Reischl · gemeinfrei · Reproduktion: Donaueschinger Zentralmuseum Ulm. Unten: Dorfplan mit Hausnummern, sarlota.de

## „Das ist eine untergegangene Welt“ – Gespräch mit Richard Wagner

*Sinn und Form 6/2011, S. 793–813 · Das Gespräch führte Renatus Deckert · Richard Wagner ist am 14.3.2023 in Berlin gestorben · Neu gesetzt 2026*

---

**Richard Wagner (geb. 10. April 1952 in Lovrin, Banat, Volksrepublik**

Rumänien) ist ein rumänisch-deutscher Schriftsteller.

**RENATUS DECKERT: Ihre Eltern haben Sie Richard Wagner genannt. Das**

kann ja kaum Zufall sein. Gehe ich recht in der Annahme, daß Ihre Eltern

leidenschaftliche Wagnerianer waren?

RICHARD WAGNER: Mein Vater war tatsächlich Wagnerianer. Hinzu kommt, daß er in seiner Jugend ein eher ungewöhnliches Instrument spielte, nämlich Waldhorn. Das war nicht sehr verbreitet. Er war in einem Laienorchester, das Ouvertüren und dergleichen mehr spielte, und da hatte er einmal einen Einsatz mit seinem Waldhorn. Das ist ihm in Erinnerung geblieben. Seitdem hat er sich immer wieder mit Wagner befaßt, so gut er eben konnte. Und 1952, als ich geboren wurde, das war im tiefsten Stalinismus, für die deutsche Minderheit in Rumänien war das eine schlimme Zeit, da haben die Leute ihren Kindern germanische Vornamen gegeben, um zu verhindern, daß sie ins Rumänische übersetzt werden. Meine Landsleute waren ja katholisch, und deshalb hießen sie Franz oder Joseph oder Nikolaus, Katharina oder Elisabeth. Wenn man aber einen solchen Vornamen wählte, wurde der rumänisiert in die Geburtsurkunde eingetragen. Um das zu verhindern, entschied man sich für einen germanischen Namen – und natürlich wollte man damit auch ausdrücken: Wir sind Deutsche. In meinem Fall war das doppelt begründet: Man wählte mit Richard einen germanischen Namen, zugleich war es für meinen Vater die Gelegenheit, seinen Sohn Richard Wagner zu nennen und mir das aufzubürden.

DECKERT: Wo war das denn, wo Ihr Vater im Orchester gespielt hat?

WAGNER: Das war in Perjamosch, wo meine Familie gelebt hat, zehn Kilometer von Lovrin entfernt, wo ich geboren wurde. Das war ein größeres Dorf mit 6000 Einwohnern, ein wenig kleinstädtisch schon. Und da leistete man sich in den Sommerferien einen Kapellmeister. Der kam aus Temesvar, der Regionalhauptstadt, um mit den jungen Leuten zu proben. Das war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

DECKERT: Besaß Ihr Vater denn einen Plattenspieler, um Wagner zu hören?

WAGNER: Mein Vater ist früh von zu Hause weg. Er hat eine Lehre gemacht auf einer Wassermühle und ist 1939 zur rumänischen Armee eingezogen worden. Als der Krieg kam, blieb er bei der Armee. Er war bei der Flußmarine, und da fuhr er den Krieg über die Donau auf und ab; sie hatten die Aufgabe, den Fluß zu kontrollieren. Und da kam er viel herum, auch in die großen Städte. Ich nehme an, daß er dort Schallplatten gehört hat. Denn bei uns zu Hause gab es nach dem Krieg überhaupt nichts mehr. Als sich im September 1944 die Front näherte, sind die Leute geflohen, meine Familie bis nach Österreich. Und als sie 1945 zurückkamen, war das Haus

völlig ausgeplündert, da standen bloß noch die Mauern. Ja, und später, in den fünfziger Jahren, als ich geboren wurde, da galt Wagner in Rumänien als Wegbereiter des Nationalsozialismus. Er wurde nicht aufgeführt, und auch Schallplatten konnte man keine kaufen.

DECKERT: Ihr Vater, sagten Sie, war von Beruf Müller. Welchem Milieu entstammte Ihre Familie?

WAGNER: Diese Dörfer sind ja im 18. Jahrhundert buchstäblich auf dem Reißbrett angelegt worden, und zwar von den Wiener Beamten, die die Kolonisation des Banats organisierten. Die Habsburger waren vorbildlich in ihrer Siedlungspolitik, sie haben das genau geplant. Und es hat ja dann auch wirklich funktioniert; das moderne Banat war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der großen Lieferanten landwirtschaftlicher Produkte; das weiß man heute gar nicht mehr. Damals, als man daranging, diese neuen habsburgischen Gebiete zu kolonisieren, wurden zielgerichtet Leute angeworben, die Banater Schwaben, wie sie später hießen, die ihrem Selbstverständnis nach übrigens nicht einfach Auswanderer waren, sondern Kolonisten, Siedler. Nichts überließ man dem Zufall. Jedem Dorf ordnete man eine bestimmte Anzahl von Bewohnern zu, abhängig vom Beruf. Die größte Zahl waren Bauern, und dann rechnete man, wie viele Handwerker und welche Berufe man sonst noch braucht in einem Dorf. Ich selbst komme väterlicherseits aus einer Handwerkerfamilie, das waren alles Müller, über Generationen hinweg. Bis zu mir hießen die alle Nikolaus Wagner, das kann man zurückverfolgen bis ins 18. Jahrhundert. Und zwar haben sie Flußmühlen betrieben. Die standen auf zwei fest verankerten Kähnen im Fluß, dazwischen befand sich das Mühlrad, das von der Strömung angetrieben wurde; und so wurde gemahlen. Das ging so bis in die zwanziger Jahre, als die ersten Motormühlen aufkamen. Dann starben die Flußmühlen aus, die Müller verloren ihre Selbständigkeit. Auch mein Großvater mußte aufgeben, er wurde dann Angestellter in einer dieser neuen Motormühlen. Das war ein ziemlicher Bruch in der Lebensweise dieser Leute.

DECKERT: Wie hatten sie vorher gelebt?

WAGNER: Sie hatten eine gewisse Souveränität, nicht nur in ihrem Selbstverständnis; sie lebten in einer eigenen Siedlung am Fluß, an der Marosch. Das Dorf war ja ein paar Kilometer vom Fluß entfernt, wegen der Überschwemmungsgefahr lag es auf einem Hügel. Man hatte auch einen Damm gebaut, Anfang des 19. Jahrhunderts. Und in der Au, zwischen dem Fluß und dem Damm, befand sich die Siedlung der Wassermüller; die hatten dort ihre Mühlen. Und im Winter, wenn der Fluß vereiste, das waren ja harte Winter dort, mußten diese Mühlen an Land gebracht werden; im Frühjahr ließ man

sie dann wieder zu Wasser. Deshalb wohnten die Müller am Fluß in der Au. Ihre Häuser waren nicht aus Stein, sondern sie bestanden traditionell aus Holzbalken und einem Weidengeflecht, das man mit Lehm verkleidete, wegen der Überschwemmungen. Wenn im Frühjahr das Eis schmolz, stellten sie ihre Sachen auf den Dachboden, und das Hochwasser schwemmte zwar den Lehm weg, aber das Weidengeflecht und die Holzstützen blieben erhalten; den Häusern passierte im Grunde nichts. Wenn das Wasser wieder weg war, hatten die Leute Arbeit; dann wurde das alles zugekleistert, bis es wieder in Ordnung war. Die arbeiteten auch nicht das ganze Jahr über, sie hatten ja nur zu tun, wenn etwas zu mahlen war. Im Winter trafen sie sich in

ihrem Wirtshaus zum Kartenspielen, und dabei wurde viel erzählt. Sie hatten eine sehr ausgeprägte Erzähltradition, und zumindest die blieb erhalten. Ich habe das alles ja nicht mehr erlebt, aber das wurde dann weitergetragen in den Gesprächen der Familie, und deshalb weiß ich heute einiges über die Lebenswelt dieser Müller.

DECKERT: Und was machte die Familie Ihrer Mutter?

WAGNER: Mein anderer Großvater, der Vater meiner Mutter, war Wagnermeister. Er baute Leiterwagen für die Bauern, richtige Pferdewagen. Räder schnitzen, Felgen legen – das machte er alles, und wenn etwas kaputtging, dann reparierte er es. Noch in den fünfziger Jahren hatte er seine Werkstatt. Als Kind fühlte ich mich zu der Drehbank hingezogen, aber damit durfte ich nicht spielen, denn dort ging es ja zur Sache. Da lagen die Messer, mit denen gedrechselt wurde. Zu der Zeit hat er schon schwarz gearbeitet. Die Kommunisten wollten diese Gewerbe in Genossenschaften zusammenfassen, aber er hat sich geweigert, und da haben sie die Steuern so lange erhöht, bis er sie nicht mehr bezahlen konnte. Meine Mutter war in der gleichen Lage, sie war Schneiderin und sollte auch so hohe Steuern zahlen. Da haben sie beide aufgegeben und ihre Gewerbe abgemeldet. Und dann haben sie schwarz gearbeitet. Ich kann mich gut an diese Atmosphäre erinnern, im Haus und im Hof, da lag immer etwas wie Gefahr in der Luft. Das Tor war stets abgesperrt, und mir wurde gesagt, ich soll es nicht aufmachen. Der Hund war im Hof und bellte, wenn jemand am Tor erschien. Es sollte ja keiner wissen, daß da schwarz gearbeitet wird. Aber natürlich wußte das das ganze Dorf, schließlich hat das ganze Dorf schwarz gearbeitet. Und das blieb auch den Behörden nicht verborgen. Daß die Leute Schnaps brannten, das roch man ja. Aber das war illegal, weil der Staat das Schnapsmonopol hatte. Man hätte eine Genehmigung gebraucht, aber so etwas hatte keiner. Die haben aus Pflaumen Schnaps gebrannt. Dazu haben sie sich Schnellkochtöpfe angeschafft, die sie zu Destillieranlagen umbauten; die Kupferrohre haben sie in irgendwelchen Betrieben geklaut. Am Ende dieses Prozesses tropfte da der Schnaps heraus. Und der wurde dann zweimal, also doppelt gebrannt, damit er auch die richtige Balkanstärke hatte.

DECKERT: Und das machten alle im Dorf?

WAGNER: Ja, und das wußten die Behörden auch. Die Sache war die: Sie versuchten gar nicht erst, das zu unterbinden; das wäre auch schwierig gewesen. Aber wenn sie etwas gegen jemanden hatten oder wenn einer politisch aufgefallen war oder ihnen nicht paßte, dann benutzten sie das als Vorwand, um gegen den Betreffenden vorzugehen.

DECKERT: Wie hat Sie das als Kind geprägt, wenn immer das Hoftor geschlossen war? Sie waren ja ganz auf sich gestellt.

WAGNER: Ich war im Grunde gerne allein; ich war ein Einzelkind und kam gut damit zurecht. Ich habe sehr viel gelesen. Aber es gab auch in der Nachbarschaft zwei Jungen, mit denen ich oft zusammen war. Das war eine gemischte Familie, wie das im Banat häufig der Fall war, weil dort ja mehrere Bevölkerungsgruppen aufeinanderstießen. Außer den Banater Schwaben, also Deutschen, lebten dort Ungarn, Rumänen, Serben und Zigeuner. Die Mutter, die eigentlich Deutsche war, sprach Ungarisch mit ihren Kindern und mit ihrem Mann, der Serbe war. Aber die Jungen gingen auf die deutsche Schule, und damit sie Deutsch lernten, sollte ich mit ihnen

spielen. Deshalb war ich häufig bei denen im Hof, wenn ich nicht gerade in meine Lektüren vertieft war.

DECKERT: War denn Ihr Großvater, der Wagnermeister, ein wichtiger Ansprechpartner für Sie?

WAGNER: Als ich elf oder zwölf war, da fing das an, daß ich mit meinem Großvater Gespräche geführt habe, politische Gespräche, denn mein Großvater war sehr politisch. Und in seiner illegalen Werkstatt gab es immer so eine Runde von Rentnern, die sich dort trafen, seine Freunde, die alle im Ersten Weltkrieg gewesen waren, das war ihr Grunderlebnis. Sie sprachen immer vom Ersten Weltkrieg; der Zweite interessierte sie nicht, weil sie da nicht direkt dabei waren. Wenn es um den Zweiten Weltkrieg ging, redeten sie immer nur von den Folgen. Beim Ersten Weltkrieg wußten sie alles bis ins Detail. Ich durfte bei diesen Gesprächen dabeisein, und da habe ich sehr viel gelernt über Geschichte und Herkunft. Als Angehöriger einer Minderheit muß man sich ja immer darüber definieren. Man lebt in einem Land, in dem eine andere Sprache die Amtssprache ist, die eigene Muttersprache wird nur von einer Minderheit gesprochen. Danach fragen einen immer die Leute, und da muß man erklären, warum das so ist. Also stellt man sich schon sehr früh solche Fragen: wer man ist und warum. Von diesen Dingen habe ich in dieser Werkstatt sehr viel mitgekriegt. Und ich fing auch an, Zeitung zu lesen. Mein Großvater hatte ein Abonnement der zentralen deutschsprachigen Zeitung, die unter dem schönen Titel „Neuer Weg“ in Bukarest erschien; das war zwar auch eine gleichgeschaltete Presse, aber sie war auf Deutsch. Und dann sprachen wir eben über das, was wir in der Zeitung gelesen hatten.

DECKERT: Zu Hause sprachen Sie Deutsch. Wo hat man Rumänisch gelernt?

WAGNER: Das war ganz unterschiedlich, je nachdem, wo man aufwuchs. Manche Dörfer waren von den Ethnien her gemischt, da hat man es von den Nachbarn gelernt. In unserem Dorf lebten bis 1945 kaum Rumänen. Einige Leute aus der Verwaltung, die der Staat dahin geschickt hatte, und ein paar Tagelöhner, die als Saisonarbeiter auf den Gütern der deutschen Bauern arbeiteten. Nach der Flucht der Deutschen bei Kriegsende hat sich das geändert. Von ehemals 6000 Leuten ist nur die Hälfte zurückgekehrt, und so wurde das Dorf aufgefüllt, mit Flüchtlingen aus den ehemaligen rumänischen Ostgebieten, aus Bessarabien und der Bukowina. Das hat sich Stalin 1945 ja zurückgeholt. Und eine solche Flüchtlingsfamilie wohnte auch bei uns in der Nachbarschaft. Von den Kindern habe ich Rumänisch gelernt, auf der Straße, beim Spielen. Und dann hatten wir ja auch auf der deutschen Schule ein Fach Rumänisch und rumänische Literatur. Da habe ich das ergänzt. Meinem Rumänisch merkt man bis heute das Ländliche an, weil ich es damals von Bauern gelernt habe.

DECKERT: Welche Rolle war denn der deutschen Minderheit zugedacht?

WAGNER: Zunächst einmal wäre zu sagen, daß dieses Rumänien in seiner heutigen Gestalt ja ein Land ist, das nicht zu Ende gedacht war. Nach dem Ersten Weltkrieg wollte man zum einen das Habsburgische Reich zerschlagen, zum anderen die neu entstehende Sowjetunion blockieren. Man schuf den sogenannten Cordon sanitaire, darin nahm Rumänien eine Schlüsselstellung ein. Als Resultat des Weltkriegs hat es sein Territorium verdoppelt. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten die Banater Schwaben nicht in Rumänien, sondern sie waren eine

Bevölkerungsgruppe in der k.u.k. Monarchie. Und dann, mit einem Schlag, über Nacht, ohne das Dorf zu verlassen, sind meine Großeltern rumänische Staatsbürger geworden. Sie kannten weder die Sprache, noch wußten sie viel über Rumänien. Und dann waren sie eben da. Unter den Kommunisten kam den Deutschen eine ausgleichende Rolle zu. Was die ethnischen Konflikte betrifft, waren ja nicht sie das Problem, sondern die ungarische Minderheit, die noch viel größer war; bis heute gibt es in Siebenbürgen territoriale Streitigkeiten. Die Deutschen sah man als Ausgleich zwischen Rumänen und Ungarn, als den Dritten in dieser Konstellation. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden viele meiner Landsleute aber erst einmal zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert. Die anderen hat man enteignet. Uns nahm man das Haus weg, wir durften nur darin wohnen; erst nach zehn Jahren gab man es uns zurück. Also, die Deutschen hatten nichts. Und das führte dazu, daß man die Kinder in die Schulen schickte; sie sollten studieren. Denn das, was man im Kopf hat, kann einem niemand mehr wegnehmen. Und so kommt es, daß es in der deutschen Minderheit überdurchschnittlich viele Ingenieure gibt. Die sind später alle nach Deutschland gekommen. Denn das Geschäft mit der Ausreise wurde für das kommunistische Regime immer wichtiger, weil es Geld brauchte. Das fing in den fünfziger Jahren mit den rumänischen Juden an, die man an Israel verkaufte. Nach diesem Modell wurden ab den siebziger Jahren die Deutschen verkauft. Ceauşescu, mit diesem ganzen Wahnsinn, den er betrieb, brauchte Devisen, und so wurde dann Kopfgeld gezahlt, so ähnlich wie für die DDR-Bürger. Auf diese Weise wurden wir immer weniger. Inzwischen gibt es nur noch sehr wenige Deutsche in Rumänien. Die meisten leben heute in Deutschland.

## Ana Bauer: Mehr Geld bekam man für Kleidung als für Ohrgehänge

Ana Bauer, geb. Graf (Deutschland) · Zeitzeugenbericht zur Deportation in die Sowjetunion · aufgezeichnet von Cristina Diac

---

Ich wurde 1926 in Schag geboren. Im Januar 1945 war ich 18 Jahre alt. Ich habe zuhause gearbeitet, mit Vater und Mutter auf dem Feld. Wir waren Bauern.

Eines Abends verkündeten die Trommler im Dorf, dass sich alle an einem Restaurant zusammenfinden sollen. Dort warteten sie mit Wagen, trieben uns zusammen und brachten uns nach Kleinsemiklosch in eine Kaserne. Man sagte uns, wir sollen Essen für 14 Tage mitnehmen, für zwei Wochen. Dort, in der Kaserne, blieben wir eine Nacht. Dann brachten sie uns zum Bahnhof und ließen uns in Viehwaggons einsteigen, die Pritschen hatten.

### Den verstorbenen Vater aus dem Waggon geworfen

Zeitgleich mit mir nahmen sie auch meinen Vater, ich fuhr mit ihm im selben Waggon. Ich war im selben großen Lager mit ihm, nur in einer anderen Einheit. Meistens waren wir beisammen.

Vater erkrankte im ersten Deportationsjahr. Sie formierten einen Krankentransport, um sie nach Hause zu bringen, und er starb unterwegs. Er hat in der Mine gearbeitet, im Untertagebau. Die „Galerie“ war sehr niedrig, kein halber Meter hoch. Er arbeitete nur auf den Knien, die sich infizierten.

Es war ein Arzt dort, der ihn untersuchte und sah, dass die Knie entzündet waren, aufgeschwollen. Ich weiß nicht genau, wie es war, ich erfuhr nur, dass sie ihn im letzten Moment in den Transport gaben. Das war 1946.

Ich wusste nicht, dass er gestorben ist. Jemand sagte meiner Mutter, dass er unterwegs gestorben ist. Wir wissen nicht einmal, wo er beerdigt ist oder überhaupt. Einer der Leute sagte Mutter, dass er, nachdem er im Waggon gestorben war, von den Russen genommen wurde, in einen Kohlenwaggon gebracht und irgendwo hinausgeworfen wurde.

Tatsächlich wissen wir nicht, was die Russen mit ihm gemacht haben. Mir schrieben sie von zuhause, dass Vater verstorben ist.

Mutter, meine Schwester und Großmutter, die zuhause geblieben waren, fanden sich schwer zurecht, hatten nicht einmal zu essen. Mein Onkel, der Bruder meines Vaters, der in Amerika war, schickte ihnen Pakete, damit sie etwas zum Leben hatten.

Zurück zur Hinfahrt: Wir fuhren in Viehwaggons, Männer und Frauen im selben Waggon. Als wir in Russland ankamen, führten sie uns in eine einstöckige Schule. In den Zimmern waren Stockbetten. Ich erinnere mich, dass es sehr kalt war.

Zuerst habe ich in der Grube gearbeitet, aber an der Oberfläche, etwa ein Jahr. Ich lud Kohle in Kipploren. Die Kohle wurde per Lift hochgezogen und von dort entluden wir sie in einen Waggon. Ein Jahr habe ich so gearbeitet.

Danach konnte ich den Arbeitsplatz wechseln. Wer Verwandte anderswo hatte, konnte

verlangen, dorthin transferiert zu werden. Weil mein Vater in einem anderen Lager war, ebenfalls im großen Lager, das mehrere Arbeitseinheiten hatte, verlangte ich, zu meinem Vater versetzt zu werden. Dann haben sie mich in das Lager mit Vater verlegt. Es hieß auch Ciurkovka, hatte aber eine andere Nummer.

Nach einem Jahr kam ich zu Vater. Dann gelangte ich in den Untertagebau. Wir setzten Balken, damit die Grube nicht einstürzt. Das taten wir, legten Steine dorthin, wo die Kohle herausgenommen wurde, damit „Galerien“ blieben. Dabei arbeiteten nur Frauen, um den Raum zu füllen.

Nachdem die Kohle herausgeholt war, mauerten wir mit Steinen den Hohlraum zu. Die Männer sprengten mit Dynamit und holten die Kohle heraus, die Frauen jedoch luden die Kohle in Kipploren und füllten mit Felsen auf. So habe ich vier Jahre gearbeitet.

In den letzten Jahren wurden wir bezahlt, bekamen einen schönen Lohn. Dreitausend Rubel habe ich gespart und Kleidung und Uhren gekauft, mit denen ich nach Rumänien kam. Ich habe auch meine Zähne reparieren lassen. Ich bin zum Zahnarzt gegangen.

## **Ein menschlicher Russe**

Ich hatte einen anständigen Natschalnik, er war eine Art Meister. Ich war auch bei ihm zuhause, er hatte uns eingeladen. Wir haben uns gut mit ihm verstanden.

Ich gehörte zu den Jüngsten, habe auch etwas Russisch gelernt, verstand sie, konnte mich mit den Russen verständigen. Das Haus des Natschalnik war wie die anderen, auch sie hatten kaum etwas. Im Vergleich zu meinem Haus daheim, im Banat, war seines kleiner.

Dieser Russe war anständiger als der Lagerkommandant, der ein Deutscher war. Der trieb uns mit der Peitsche zur Arbeit. Er konnte Russisch und erlangte so die Funktion. Anfangs konnten wir nicht Russisch, er jedoch konnte und übersetzte und wurde so Kommandant.

Ich war insgesamt fünf Jahre in Russland. Ich habe durchgehalten, war nicht krank. Ich verkaufte alles, was ich hatte, fürs Essen. Kleidungsstücke, etwas Schmuck, Ohrgehänge, alles habe ich verkauft, alles. Ich verkaufte es den Russen, ging zum Markt und verkaufte es spottbillig. Mehr brachten die Kleidungsstücke ein als der Schmuck.

Ich bekam nicht viel Geld für die Sachen. Im Lager bekamen wir Tee, Grütze, Kohlsuppe, Suppe von gesäuerten unreifen Tomaten, Saure-Gurken-Suppe, mehr Wasser als Suppe. Brot, ein Kilogramm für die, die in der Grube arbeiteten, gaben sie uns am Morgen.

Wir haben in drei Schichten gearbeitet, wir hatten keine konstante Schicht. Es hing davon ab, wie viele Steine zum Auffüllen vorhanden waren. Waren viele da, arbeiteten auch wir mehr. Wenn wir nicht zur Arbeit gingen und etwas Zeit hatten, strickten wir. Die Männer hatten aus Holz Stricknadeln und Häkelnadeln gemacht. Wir kauften Garn auf dem Markt und strickten.

Ich konnte die Verbindung zu den Lager-Mädchen nicht halten. Wir waren nicht aus derselben Ortschaft, und nachdem wir heimgekehrt waren, verloren sich unsere Spuren.

Als es hieß, dass wir heimfahren, konnten wir es kaum glauben. Sie hatten schon öfter gesagt,

dass wir heimfahren, sodass wir es nicht mehr glaubten. Wir sagten, dass sie uns auch diesmal belügen.

Nur dass wir dann, als wir wirklich wegfahren, zwei Wochen vorher oder eine Woche vorher, ich weiß es nicht mehr genau, nicht mehr zur Arbeit gingen. Sie ließen uns aus dem Lager, um Einkäufe zu machen. Ich glaube, eine Woche haben wir nicht gearbeitet. Dann nahmen sie uns vom Lager und brachten uns zum Bahnhof.

Der Rückweg dauerte nicht so lange, ich weiß nicht mehr, wie lange, aber jedenfalls kürzer als die Hinreise. Wir kamen nach Sighet, diesmal in Personenwagen.

Nachdem ich in Rumänien angekommen war, habe ich geheiratet. Ich hatte meinen Mann im Lager kennengelernt. Er war aus Neu-Arad. Wir lernten uns in Russland kennen und sind 1949 zusammen heimgekehrt.

In Rumänien angekommen, haben wir geheiratet. Nach der Hochzeit zog ich zu meinem Mann nach Neu-Arad. Dann hatten wir ein Kind. Ich arbeitete in der Wirtschaft, wir bauten Gemüse an und verkauften es auf dem Markt.

# Florian Kühner-Wielach: Flucht, Vertreibung, Verdrängung

*Die deutschsprachigen Altösterreicher in der österreichischen und europäischen Erinnerungskultur – eine Bestandsaufnahme · Österreichisches Jahrbuch für Politik 2025, S. 511–524*

---

Acht Jahrzehnte nach Flucht und Vertreibung der deutschsprachigen Altösterreicherinnen und Altösterreicher analysiert der Beitrag persistente Leerstellen im österreichischen Erinnerungsdiskurs und ordnet sie in einen europäischen Zusammenhang ein. Ausgangspunkt ist das Potsdamer Abkommen von 1945, das Österreich faktisch von einer Aufnahmeverpflichtung für deutschsprachige Vertriebene entband und zur Stabilisierung des Opferdiskurses der Zweiten Republik beitrug. Auf dieser Grundlage werden die historischen Voraussetzungen von Minderheitenpolitik, nationalsozialistischer Instrumentalisierung und kollektiver Bestrafung zum Kriegsende skizziert sowie deren Folgen für Ankunft, Integration und politische Repräsentation in Österreich untersucht. Der Beitrag zeigt die ambivalente Rolle der Vertriebenen zwischen Marginalisierung und diskursiver Entlastungsfunktion auf und argumentiert für eine differenzierte, politisch reflektierte Erinnerungskultur als europäische Aufgabe jenseits von Opferkonkurrenz.

## 1. Potsdam 1945: Österreich wird aus der Verantwortung genommen

Im August 1945 unterzeichneten Harry S. Truman (USA), Josef Stalin (UdSSR) und Clement Attlee (GB) jenes Abschlusspapier der Dreimächtekonferenz von Berlin, das als Potsdamer Abkommen bekannt werden sollte. Im Mittelpunkt der Besprechungen standen die Aufteilung Deutschlands und Österreichs in Besatzungszonen, Reparationsfragen und der zukünftige Verlauf der deutschen Ostgrenze – also ökonomische und geopolitische Fragen, die eng mit der dritten großen Thematik der Potsdamer Konferenz zusammenhingen, nämlich der sogenannten „ordnungsmäßigen Überführung deutscher Bevölkerungsteile“, wie Artikel XIII der Kurzfassung des Konferenzprotokolls übertitelt wurde: „Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muß. Sie stimmen darin überein, daß jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.“

Das Potsdamer Abkommen stellt de jure gesehen keinen internationalen Vertrag dar, sondern eine gemeinsame Absichtserklärung in Form eines Konferenzkommuniqués. Die Wirkung, die dieses Dokument de facto entfaltete, ist jedoch unbestritten. Denn das im Potsdamer Abkommen formulierte Vorhaben, die deutschen Bevölkerungsteile in Gebieten Polens, der Tschechoslowakei und Ungarn – und letztlich auch darüber hinaus – zwangsauszusiedeln, wurde mit großer Konsequenz umgesetzt.

Wie in weiten Teilen des Dokuments wurde Österreich auch im Zusammenhang mit der Zwangsumsiedlung der Deutschen Ostmitteleuropas nicht erwähnt – und damit fehlte auch eine offizielle Verpflichtung, zumindest einen Teil der Vertriebenen, nämlich jener, die man unter dem Begriff der „deutschsprachigen Altösterreicher“ zusammenfassen kann, aufzunehmen.

Diese Nicht-Verpflichtung ist eng mit der Zuschreibung und Selbstzuschreibung der Österreicher als ‚erste Opfer Hitlers‘ verbunden und wurde zu einem Teil der Staatsraison. Die deutschsprachigen Altösterreicher, die „Volksdeutschen“ aus den Ländern der einstigen Donaumonarchie, störten dieses bequeme und nützliche Selbstbild.

## **2. „Heim ins Reich“: Von der Minderheit zur „fünften Kolonne“**

Mit dem Ende Österreich-Ungarns und der Pariser Friedenordnung kehrte in Europa keine Ruhe ein. Die neuen und erweiterten Staaten Mitteleuropas, die aus den zerfallenden oder schrumpfenden Imperien hervorgegangen sind, hielten sich zwar für Nationalstaaten, waren aber eigentlich Nationalitätenstaaten. Denn Plurikulturalität im konfessionellen, sprachlichen wie ethnischen Sinne stellt ein genuines Merkmal Mitteleuropas dar. Darum wurde in diesem Moment auch der Minderheitenschutz im modernen Sinne gleichsam „erfunden“.

Das Ende des alten Österreich bedeutete gleichzeitig die Geburtsstunde der Altösterreicher, also jener Menschen, die in diesem Moment ihr imperiales Vaterland verloren haben, jedoch außerhalb ihres (imaginierten) ethnonationalen „Mutterlandes“ lebten. Darunter fallen auch die deutschsprachigen Gruppen auf dem Gebiet der verschwindenden Donaumonarchie außerhalb „Restösterreichs“. Der Ersten Republik fehlte jedoch Kraft und Größe, um sich nachhaltig um die deutschsprachigen Altösterreicher zu kümmern. Davon zeugt der gescheiterte Versuch, den Zerfall der Donaumonarchie mit einem „Deutschösterreich“ zu kompensieren, das auch die deutschen Siedlungsgebiete der böhmischen Länder, Teile der Untersteiermark, das Kanaltal, Südtirol und Ladinien umfassen sollte.

Die Minderheiten in den Staaten Mitteleuropas erfuhren verschiedene Grade der Repression, die „Kin-States“ begannen sich intensiver um ‚ihre‘ Gruppen im Ausland zu kümmern. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 führte auch zur Radikalisierung deutscher Minderheiten, die sich zunehmend als kollektive „Volksgruppen“ im radikal-nationalistischen Sinne organisierten, häufig den Anspruch eigenständiger kollektiver Rechtskörperschaften erhoben und in vielen Fällen als „fünfte Kolonnen Hitlers“ wahrgenommen wurden. Insbesondere vonseiten linker, konservativer und kirchlicher Seite gab es gegen diese Entwicklung Widerstände. Kaum erforscht ist in diesem Zusammenhang die Rolle des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes, das eine eigenständige, gegen die nationalsozialistische Agitation gerichtete Politik für die sogenannten Auslandsdeutschen auf dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie zu etablieren versuchte. Zweifellos aber verfiel ein großer Teil der „Volksdeutschen“ dem nationalsozialistischen Wahn – als Mitläufer, als Überzeugungstäter. Sie teilen ihre Schuld mit „Reichsdeutschen“, Österreichern und Kollaborateuren anderer Nationalität in ganz Europa.

Schon infolge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts vom 23. August 1939, der die Aufteilung Ostmitteleuropas in zwei Einflussphären bedeutete, sollten mehrere „volksdeutsche“ Siedlungsgruppen „Heim ins Reich“ geholt werden – was in der Praxis bedeutete, in die Häuser von deportierten und/oder ermordeten Polen, Juden und Slowenen ziehen zu sollen. Die Umsiedler kamen aus verschiedenen Regionen des östlichen und südöstlichen Europas, darunter auch aus altösterreichischen Gebieten – aus Galizien, aus der

Bukowina, aus dem Kanaltal, der Gottschee und aus Südtirol. Viele von ihnen landeten nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich.

### **3. Flucht und Vertreibung: Die grausame Logik des Kollektiven**

Die pauschalisierende Logik des Kollektivismus schlug dann zum Kriegsende zurück. Ab Weihnachten 1944 wurden Zehntausende Frauen und Männer aus Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und anderen Gebieten zur Zwangsarbeit in den Donbass und in den Ural verbracht. Tausende starben beim Transport oder an den Lebensbedingungen im Lager. Erst im Jahr 1949 wurden die letzten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Deportation entlassen.

Als die Deportationen in die UdSSR um die Jahreswende 1944/45 einsetzten, befanden sich bereits Millionen Menschen in erzwungener Bewegung, insbesondere Angehörige deutschsprachiger Gruppen, die im östlichen und südöstlichen Europa ihre Heimat hatten. Größtenteils Wehrlose – Frauen, Kinder und Alte – flohen vor der vorrückenden Roten Armee, organisiert, als „Evakuierung“ verharmlost, oder auf eigene Faust, teils unter dem Schutz der sich zurückziehenden deutschen Streitkräfte, teils völlig schutzlos und ausgeliefert. Viele starben, nicht zuletzt, weil die nationalsozialistische Führung sich lange gegen die Evakuierungen stellte und damit auf tödliche Weise verzögerte.

Parallel zu den Fluchtbewegungen setzten unregulierte Austreibungsvorgänge ein, die als „wilde Vertreibungen“ in die Geschichte eingegangen sind. Es handelt sich dabei um gewaltsamste Entladungen der Vergeltung für das brutale Besatzungsregime der Nationalsozialisten, in der Regel an Zivilisten, vom teils bereits etablierten sowjetischen Militärregime geduldet, mitunter forciert. Vergewaltigungen waren Teil einer ‚hybriden‘ Kriegsführung. Erneut zeigt die grausame Logik des Kollektiven ihre Wirkung: Alle waren im Nationalsozialismus zum Kollektiv der Volksgruppe zusammengefasst worden, nun wurden sie alle pauschal bestraft, alle waren Täter, alle sollten die Rache spüren. Nur so lässt sich die lange Liste an exzessiven Gewaltereignissen nachvollziehen, gegen ‚Schuldige‘ wie ‚Unschuldige‘. Diese Ereignisse betrafen auch altösterreichische Gruppen, in Polen, in Ungarn, in den südslawischen Regionen und vor allem in der Tschechoslowakei. Für viele war Österreich der erste Zufluchtsort.

Im kollektiven Gedächtnis Nachkriegsösterreichs haben sich aber nur wenige dieser Momente verankert. Pars pro toto sei hier der Brünner Todesmarsch genannt, der sich Ende Mai 1945 ereignete. Von circa 20.000 Vertriebenen starben Tausende auf dem Weg zur österreichischen Grenze an Versorgungsmangel und Krankheit, und noch einmal einige Hunderte auf dem Weg weiter nach Wien. Das unsichtbare, aber überlebensgroße Fragezeichen, das im Raume steht, bezieht sich insbesondere auf die Kilometer zwischen Grenze und Wien: Warum wurden den Flüchtlingen nicht einmal auf österreichischem Boden ausreichend geholfen?

In der Folge des Potsdamer Abkommens verlangsamte und regulierte sich der Vertreibungsvorgang. Von einer „humanen Weise“ kann jedoch schwerlich gesprochen werden. Die „ordnungsgemäßen Überführungen“ aus der Tschechoslowakei, Polen und Ungarn erfolgten dann vor allem in den Jahren 1946 bis 1947. Die Deutschen in Jugoslawien waren schon während des Krieges von der Partisanenbewegung Titos kollektiv zu Volksfeinden erklärt worden. (So

wie auch in den anderen Vertreibungsländern mit ideologisch bedingten Ausnahmen.) Hinrichtungen und Internierungen in Lager – Konzentrations-, Arbeits- und Todeslager – führten bis 1948 zu rund 60.000 zivilen Todesopfern. Vor dem Hintergrund der von der „volksdeutschen“ SS-Division Prinz Eugen gegen Partisanen und Zivilisten begangenen Mordaktionen war Rache auch hier ein zentrales Motiv. Ein Antrag der jugoslawischen Regierung im Januar 1946 bei den Westalliierten, die Zehntausenden verbliebenen Deutschen ausweisen zu dürfen, wurde vorerst abgelehnt. Erst 1948 wurden die Internierungslager aufgelöst. Ab 1951 funktionierte die Ausreise dann relativ einfach.

Die Zahl der Todesopfer der Vertreibungsvorgänge in Ostmitteleuropa ist nach wie vor Gegenstand eines vorwissenschaftlichen wie eines wissenschaftlichen Diskurses. Dieser wird von Fragen der Zählweise, divergierenden ideologischen Grundierungen und verschiedenen Interessen der jeweiligen Akteure bestimmt. Die Zahlen rangieren zwischen einigen Hunderttausenden und mehreren Millionen.

#### **4. Ankunft in Österreich: Keine ‚Willkommenskultur‘**

Die Überlebenden mussten sich der Herausforderung eines Neuanfangs stellen. Während Tausende nach Übersee gingen, landete der Großteil der circa 12 bis 14 Millionen Deutschen aus dem östlichen Mitteleuropa in Deutschland oder Österreich. Wie oben dargelegt war Deutschland im Gegensatz zu Österreich verpflichtet worden, deutschsprachige Flüchtlinge, Vertriebene und Aussiedler aufzunehmen. In Österreich waren Signale der Verantwortung, auch ohne Verpflichtung, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg nur in geringem Maße wahrzunehmen. Im Gegenteil: Im Oktober 1945 wurde in einem Grundsatzpapier des Innenministeriums gefordert, den Transport von Flüchtlingen aus den Nachbarländern auf österreichisches Staatsgebiet sofort einzustellen. Trotzdem landeten viele „Volksdeutsche“ in der neu zu gründenden Zweiten Republik.

Von den ca. 7 Millionen Menschen, die sich unmittelbar nach dem Krieg auf dem österreichischen Staatsgebiet befanden, waren rund 1,6 Millionen Displaced Persons (im weiteren Sinne) und davon wiederum ca. 400.000–500.000 Deutschsprachige. Noch 1946 wurden ca. 160.000 von ihnen in den Westen Deutschlands verbracht, insbesondere in die amerikanische Besatzungszone. Der Strom an Flüchtlingen sollte aber nicht abreißen, denn ab 1947 kamen viele aus Jugoslawien hinzu, als dort die Lager für die Deutschen aufgelöst wurden. Im Jahr 1953 lebten 331.529 deutschsprachige Umgesiedelte, Geflüchtete und Vertriebene aus dem östlichen Mitteleuropa sowie 36.037 Südtiroler in Österreich. Gemeinsam stellten sie ca. 5,3 % der Bevölkerung – bei den „deutschsprachigen Altösterreichern“ handelt es sich also keineswegs um ein Randthema.

Man kann es mitunter Hass nennen, was diesen oft als „Vertriebene“ subsumierten Gruppen in Österreich entgegenschlug, sowohl vonseiten der Politik wie aus der großteils mittellosen Bevölkerung. Ein gebürtiger Südmährer erinnert sich:

„1945: Kapitulation des Dritten Reiches, eine Welt bricht zusammen. In Znaim geschehen schreckliche Dinge. Am 24. Mai 1945 komme ich in Retz an. Spiele und singe Samstag und

Sonntag bei einer Tanzkapelle, entgehe so dem Abtransport. Honorar 1 Kranz Extrawurst, 1 Brot und 20 Schilling pro Abend. Im Herbst gehe ich nach Wien an die Uni. Bei der Anmeldung brüllt der Beamte: Bagasch, Gsindel, geht's ham ins Reich. Hobts jo gschrien, ‚wir wollen heim ins Reich‘. Furchtbare Hungerszeit, ich wiege 45 kg.“

Es begann ein zähes Ringen um Integration. Obwohl es auf allen Ebenen an Arbeitskräften mangelte, verhinderten verschiedene Standesvertretungen und Interessengruppen, die Umsiedler, Flüchtlinge und Vertriebenen in adäquate Arbeit zu bringen. Jahrelang liefen die Einbürgerungen schleppend. Ab den 1950er-Jahren erfolgte dann endlich eine schrittweise juristische Gleichstellung in das soziale und ökonomische System. Ab 1954 konnte mit einer einfachen Erklärung die österreichische Staatsbürgerschaft erlangt werden.

Die „Volksdeutschen“, wie sie noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet wurden, blickten jedoch oft mit einem Gefühl der Zweitklassigkeit nach Deutschland. Zwar schlug den Vertriebenen in der Regel auch dort ein eisiger Wind entgegen, von ‚Willkommenskultur‘ kann keine Rede sein. Jedoch lässt sich für Deutschland eine eindeutig günstigere Entwicklung feststellen: 1952 trat das Lastenausgleichsgesetz in Kraft, das unter anderem auch die Verluste aus Flucht und Vertreibung zumindest auf materieller Ebene linderte. 1953 wurde in Bonn ein Bundesvertriebenengesetz beschlossen, das die soziale, rechtliche und kulturelle Integration der Vertriebenen umfassend und wohlwollend regelte und bis heute regelt.

## **5. Gegenseitige Irritationen: Unwille und Verdrängen, Trotz und Bunkermentalität**

In Österreich gelang es nicht, solch große Schritte zu unternehmen: Auf die Schaffung eines speziellen Gesetzesrahmens wurde verzichtet, wenngleich das sogenannte Kreuznacher Abkommen des Jahres 1962 zumindest eine Art ‚Mini-Lastenausgleich‘ ermöglichte. Ein später Erfolg war mit der Einrichtung des Hauses der Heimat (HdH) in Wien im Jahr 1996 zu verzeichnen. Einige der Landsmannschaften und Vereine haben dort ihren Sitz. Vielleicht noch wichtiger als die Gründung des HdH sind die aktuellen Bestrebungen der Einrichtung, die Türen zu öffnen und aktiv den Weg in die Mitte der Gesellschaft zu suchen. Davon zeugen unter anderem die Besuche von Bundeskanzler Dr. Christian Stocker, Nationalratspräsident a. D. Dr. Wolfgang Sobotka und des Wiener Bürgermeisters Dr. Michael Ludwig im Herbst 2025.

Bis dahin war es jedoch ein weiter Weg. Denn in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg war eine Gemengelage aus politischem Unwillen und strategischem Verdrängen entstanden, der von österreichischen Vertriebenenakteuren leider oft genug mit Trotz und Bunkermentalität begegnet wurde. Schon 1950 hatten in Stuttgart-Bad Cannstatt 30 Vertreter von Vertriebenenvereinigungen der BRD die Charta der deutschen Heimatvertriebenen unterschrieben. Darin wurde ein universales Recht auf die Heimat postuliert, aber auch dazu aufgerufen, „trotz des eigenen gerade erlittenen Unrechts“ auf Rache und Gewalt zu verzichten. Dazu kam das ostentative Bekenntnis zu einem einigen Europa und der Verständigung zwischen Völkern und Volksgruppen. In den Reihen der österreichischen Verbände und Vereine wurde diese Charta als westdeutsche Angelegenheit gesehen, die an den eigenen politischen Zielen, die tendenziell einseitig auf die Anerkennung des ‚eigenen‘ Leides und völkerwie

staatsrechtliche Revision setzten, vorbeigingen.

Vergebung kann nun einmal nicht verordnet werden, sie ist eine Entscheidung. Dennoch muss hinterfragt werden, welcher Weg denn letztlich für die Anliegen der deutschsprachigen Altösterreicher der nachhaltigere war. Schon allein, um spät – viel zu spät – diesem bedeutenden Teil der Geschichte Österreichs gerecht zu werden. Denn es handelt sich, bei aller schicksalswendenden Bedeutung, die den Flucht- und Vertreibungsereignissen zum Ende des Zweiten Weltkriegs beizumessen ist, um eine Geschichte, die Jahrhunderte zurückreicht und keineswegs nur eine Konfliktgeschichte repräsentiert.

## **6. Identität und Integration: Vertriebene als Störfaktor und nützliche Entlastung**

1962 waren im Bundesrat folgende Worte zu hören:

„Wir Österreicher selbst fühlen uns auch verpflichtet, den Volksdeutschen zu helfen; nicht bloß deswegen, weil wir mit ihnen im alten Donaureich einen gemeinsamen Staat hatten und mit ihnen in diesem Staat zusammenlebten, sondern auch weil diese Volksdeutschen am Wiederaufbau in der Zweiten Republik eifrige Mitarbeiter gewesen sind und so wesentlich Anteil am Wiederaufbau in der Zweiten Republik haben. Je mehr Hände sich bei diesem Aufbau regten, desto schneller ist er eben zustande gekommen. So haben sich die Volksdeutschen die Leistungen, die der österreichische Staat aus dem Bad Kreuznacher Abkommen erbringt, redlich verdient. Mit diesem Abkommen für die Volksdeutschen soll ein Schlußstrich gesetzt werden, sodaß sie dann ihre leidvolle Vergangenheit vergessen können, und wir helfen ihnen damit, diese Vergangenheit zu überwinden. Jetzt wäre es auch wirklich Zeit, daß die Ausdrücke ‚Volksdeutsche‘, ‚Altösterreicher‘, ‚Neuösterreicher‘ verschwinden und daß es bei uns nur mehr ‚Österreicher‘ gibt.“

Dies waren wohl gut gemeinte Worte. (Auch wenn es ein wenig anmaßend scheint, das unbeschreibliche Leid dieser Menschen mit einer kleinen Ausgleichszahlung vergessen machen zu glauben.) Und doch stehen sie paradigmatisch für den Umgang Österreichs mit seiner Geschichte und erinnern an Friedrich Heers Diktum, dass es „kein geschichtliches Gebilde in Europa“ gebe, „dessen Existenz so sehr mit den Identitätsproblemen seiner Mitglieder verbunden“ sei wie Österreich. Was nicht passt, wird verdrängt, aus der Geschichte ausgesiedelt und weitergeschickt – und dies trifft keineswegs nur auf die deutschsprachigen Altösterreicher zu.

Paradoxerweise stehen dahinter jene Motive, die man den Vertriebenen – mitunter zurecht – vorgeworfen hat: den unzulänglichen Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus und die alleinige Fokussierung auf den Opferstatus. So stellten die deutschsprachigen Altösterreicher in der Zweiten Republik einen Störfaktor dar, erwiesen sich aber aus diskursstrategischer Sicht wiederum als enorm nützlich: Einerseits wirkten sie als „Volksdeutsche“ bei der (Wieder)findung eines weitgehend vom Deutsch-Sein und von Deutschland abgekoppelten Selbstverständnis wie nur langsam verheilende Wunden, die den Blick auf tieferliegende und ungelegene Schichten der österreichischen Identität freilegen. Die „Volksdeutschen“ schaffen

aber andererseits selbst ‚Abhilfe‘ – unwillentlich, mit ihrer bloßen Präsenz: Ihnen kann, freilich nur ohne die besonderen und eben auch sehr unterschiedlichen Lebensumstände als Minderheit ab 1918, 1933 und 1938 zu berücksichtigen, eine ganz besondere Affinität zum Nationalsozialismus unterstellt werden – die dann den gewöhnlichen ‚Binnenösterreicher‘ auf angenehme Weise entlastet oder zumindest das Augenmerk umlenkt. So war es nach anfänglich großer Ablehnung zwar bald erwünscht, dass diese Menschen als dringend benötigte Arbeitskräfte integriert werden und sich in einer sich rasch entwickelnden Gesellschaft engagieren – jedoch möglichst ohne Umstände zu machen, Ressourcen zu brauchen oder an den Nationalsozialismus zu erinnern, der ja überhaupt erst der Grund für die Anwesenheit der Vertriebenen war. Wenn sich dann manch Vertriebenenfunktionär verbal-ideologisch verrannte, lieferte er die perfekte Vorgabe, um das Pauschalklischee der Unbelehrbaren zu bedienen. Die Sichtbarkeit der ‚Vielen‘ blieb hingegen weitgehend auf lokale Trachtenumzüge und die eine oder andere Heimatstube beschränkt.

## **7. Historische Auseinandersetzung: Differenzierung, Empathie und Selbstreflexion**

Ähnlich verhält es sich mit der Forschung: Verstreut finden sich einschlägige Studien und Aufsätze, ein systematischer Ansatz ist jedoch nicht zu erkennen. Eine historisch-professionelle Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist aber auch für die Geschichte der „Volksdeutschen“ keine bloße Pflichtübung, um sich vielleicht Pluspunkte im Feuilleton zu erwerben. Vielmehr wäre sie ein integraler Bestandteil jenes verspäteten Prozesses, der zur Heilung des in Teilen irritierten Verhältnisses mit der Zweiten Republik beitragen kann.

Die wohl schwierigste Aufgabe in diesem Komplex verweist erneut auf dessen europäische Dimension: Wie diskutiert man die Verbrechen des Nationalsozialismus und den evidenten Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung, ohne dabei in die Pauschalisierungs-Falle zu tappen, in die nicht nur die deutschen Minderheitengruppen, sondern ein Großteil der Deutschen und der Österreicher im sogenannten „Dritten Reich“ getappt sind? So gerne wir uns einfache Lösungen wünschen: Nur das Differenzieren hilft, das präzise und mitunter granulare Bearbeiten des Themas, das Zusammenführen von verschiedenen Quellentypen, von Zeitzeugenberichten und Dokumenten verschiedener Herkunft, aber auch der Fähigkeit zur Empathie einerseits und zur Selbstreflexion andererseits. Wie lassen sich Biografien verstehen, die über die Epochenbrüche und über Migrationsprozesse hinweg sich stets neu erfinden müssen? Fragen, die uns auch künftige Generationen stellen werden. Um diese Fragen überhaupt stellen zu können, muss aber Erinnerung ermöglicht werden.

Uns nachfolgenden Generationen aber steht eine moderierte Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit an, ein sorgfältiger Umgang mit Biografien und Begriffen. Für Opferkonkurrenz ist weder Platz, noch hat sie Sinn, auch wenn die Ereignisse zur Mitte des 20. Jahrhunderts differenziert zu betrachten sind: Wer Shoa und Vertreibung der Deutschen gleichsetzt, hat wenig verstanden. Doch wer diese europäischen Katastrophen gegeneinander ausspielt, vielleicht noch weniger.

## 8. Gemeinsam Erinnern: Eine europäische Aufgabe

Heilung ist eine Generationenfrage. Wir sehen, was mittlerweile alles gelingt, insbesondere bei unseren mitteleuropäischen Nachbarn. Wir sehen Forschungsarbeiten und Gedenkaktionen, wie beispielsweise in Tschechien, der Slowakei und in Polen, wir sehen teilweise zumindest symbolische, teilweise sogar massive Entschädigungszahlen wie in Rumänien, oder die Einführung eines eigenen Gedenktags für die Vertriebenen wie in Ungarn. An die Stelle von Hass und Vergeltungsforderungen ist vielerorts das Interesse an der eigenen, gemeinsamen Vergangenheit erwachsen. Und damit sind nicht nur die Kinder und Enkel der Vertriebenen gemeint, sondern auch die Nachkommen jener, die vor Ort geblieben oder dort neu angekommen sind.

Es gelingt zunehmend, das Unsichtbare sichtbar zu machen, die Leerstellen, die hinterlassen wurden, mit Erinnerung zu füllen. Todesmärsche können nicht rückgängig gemacht werden, aber es hilft, wenn nachfolgende Generationen diesen Weg noch einmal gemeinsam gehen – in die umgekehrte Richtung. Ebenso wichtig aber ist der Blick über den Tellerrand hinaus und zurück in eine über Jahrhunderte währende Epoche des relativ friedlichen Zusammenlebens verschiedener Gemeinschaften in Mittel- und Südosteuropa. Und die vorurteilsfreie, offene Begegnung mit den alten Heimaten der Altösterreicher, wo sich nicht nur eine Fülle von Spuren des gemeinsamen Kulturerbes entdecken lassen, sondern noch sehr viele Menschen leben, die zu einer deutsch(sprachig)en Minderheit gehören.

Den Schlussstrich, den der zitierte Bundesratsabgeordnete 1962 gefordert hat, den sollten wir also nicht ziehen. Dies ist nämlich die Gefahr, die das Schlussstrichziehen mit sich bringt: Am Ende übermalen wir Elemente unserer eigenen Identität. Wenn wir hingegen die Erinnerung kultivieren und professionalisieren, werden auch die unzähligen Grassroot-Initiativen gewürdigt, die in ganz Österreich und darüber hinaus über die Jahrzehnte gewachsen sind: Heimatstuben, Publikationen und Traditionspflege haben jene Lücken gefüllt, die sich aufgetan haben, weil eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit Geschichte, Gegenwart und Zukunft der deutschsprachigen Altösterreicher in der Zweiten Republik versäumt wurde.

Vererbte Schuldgefühle stellen jedoch keine langfristige, generationenübergreifende Basis für die Übernahme von Verantwortung dar. Historische Distanz wiederum entbindet nicht vom Erinnern. Traum und Träume werden bewusst und unbewusst über Generationen hinweg weitergegeben: Vergangenheit vergeht nicht. Es kommt aber darauf an, ob wir sie verdrängen oder aktiv mit ihr arbeiten, sie hineinnehmen in unsere Familiengeschichten, in die Arbeit an der eigenen Gesellschaft und an der europäischen Nachbarschaft. Denn die vom Eisernen Vorhang getrennten Erinnerungskulturen wachsen allmählich zusammen und sie führen uns dorthin, wo Österreich und seine Nachbarn heute ihren gemeinsamen mitteleuropäischen Auftrag haben.

Die Vertriebenen und ihre Nachkommen sind ein wichtiger Brückenpfeiler für eine solche Verständigung in Europa und in der Welt. Sie sind allerdings nicht allein. Sie teilen die Beschreibung als deutschsprachige Altösterreicher mit vielen jüdischen Überlebenden und ihren Nachkommen, die – gegen alle historischen Umstände des 20. Jahrhunderts – einen

starken Bezug zu Österreich und zur deutschen Sprache haben. Und andererseits sind es die autochthonen Minderheiten, die Österreich kulturell ein ganzes Stück größer machen und gleichzeitig einen Auftrag zum gegenseitigen Brückenbau darstellen. Hinzu kommen jene Flüchtlinge und Vertriebene aus der europäischen Nachbarschaft, denen wir in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg vor den politischen Verwerfungen im Osten Schutz gewährt haben. Sie sind oft Altösterreich und Neuösterreicher zugleich. Und sie alle können als Brückenbauer fungieren, verweisen auf eine mitteleuropäische Aufgabe in einem Europa auf Augenhöhe, das um sich selbst weiß.

## Literaturliste

Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, Frankfurt am Main 1995. Brandes, Detlef/Sundhaussen, Holm/Troebst, Stefan (Hg.): Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 2010. Coudenhove-Kalergi, Barbara/Rathkolb, Oliver (Hg.): Die Beneš-Dekrete, Wien 2002. Douglas, Raymond Martin: „Ordnungsgemäße Überführung“. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus dem Englischen von Martin Richter, 2., durchgesehene Auflage, München 2012. Hahn, Eva/Hahn, Hans Henning: Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte, Paderborn 2010. Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008. Matejka, Helmut: Die Eingliederung der Sudeten- und Karpatendeutschen in Österreich nach 1945, Innsbruck 1983. Perzi, Niklas/Konrád, Ota/Schmoller, Hildegard/Šmidrkal, Václav (Hg.): Nachbarn. Ein österreichisch-tschechisches Geschichtsbuch, Weitra 2019. Perzi, Niklas: Flüchtlinge und Vertriebene in der Republik Österreich. In: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/fluechtlinge-und-vertriebene-in-der-republik-oesterreich> (12.01.2026). Radspieler, Tony: The Ethnic German Refugee in Austria. 1945 to 1954, The Hague 1955. Scheuringer, Brunhilde: Dreiðig Jahre danach. Die Eingliederung der volksdeutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in Österreich, Wien 1983. Schmitt, Oliver Jens/Suppan, Arnold/Štih, Peter/Vodopivec, Peter (Hg.): Beidseits der Alpen. Ein österreichisch-slowenisches Geschichtsbuch, Wien 2025. Seewann, Gerhard: Geschichte der Deutschen in Ungarn, Bd. 1–2, Marburg/Lahn 2012. Seewann, Gerhard/Portmann, Michael: Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa, Potsdam 2020. Stanek, Eduard: Verfolgt – verjagt – vertrieben. Flüchtlinge in Österreich von 1945–1984, Wien, München, Zürich 1985. Stickler, Matthias: Vertriebenenintegration in Österreich und Deutschland – ein Vergleich. In: Gehler, Michael/Böhler, Ingrid (Hg.), Verschiedene europäische Wege im Vergleich. Österreich und die Bundesrepublik Deutschland 1945/49 bis zur Gegenwart. Festschrift für Rolf Steininger zum 65. Geburtstag, Innsbruck 2007, S. 416–435. Suppan, Arnold: Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa, 3 Bde., Wien 2013; 2., korrigierte Auflage 2014. Wildmann, Georg (Hrsg.): Donauschwäbische Geschichte, Bd. I–V, München 1981–2021.

## Konrad Gündisch: Bin ich ein Vertriebener?

*Überlegungen zu Flucht, Vertreibung, Um- und Aussiedlung im 20. Jahrhundert am Beispiel der Rumäniendeutschen · Neu gesetzt 2026*

---

Als ich im September 1984 in der Durchgangsstelle für deutsche Aussiedler in Nürnberg, im alltäglichen Sprachgebrauch das „Durchgangslager“ genannt, ankam, gehörte zu den ersten Aufgaben auf der langen Liste des Laufzettels, der mir in die Hand gedrückt wurde, die Beantragung eines Vertriebenenausweises. Ich war sicher nicht der Erste, der dabei stutzte: Bin ich ein Vertriebener? Obwohl ich freiwillig gekommen bin, glücklich, dem diktatorisch regierten Land entronnen zu sein, und froh war, als ich die rumänisch-ungarische Grenze im Bahnwaggon überfahren hatte? Ich hatte mich völlig frei, ja befreit gefühlt, als auch die ungarisch-österreichische Grenze hinter mir lag und ich – nach dem dunklen Osten – den nachts aus damaliger Sicht hell-grell erleuchteten Westen sehen konnte.

Man hat die Befragung einer Kommission hinter sich, warum man das kommunistische Paradies verlassen möchte, ob man doch nicht bleiben wolle, um am „Aufbau der vielseitig entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ mitzuwirken; man hat darauf gewartet, nach dem Antrag auf Familienzusammenführung endlich den rumänischen Pass abzugeben und den begehrten Ausweis eines Staatenlosen ausgehändigt zu bekommen; man hat an der Grenze gezittert, ob man nicht im letzten Moment wieder aus dem Zug geholt wird, mit den kleinen Kindern eine Nacht in Curtici verbringen und dann wieder zurückfahren muss. Oder ob man doch weiter kommt, wie es einem guten Freund widerfahren ist! Und nach all dem soll man sich nun als Vertriebener registrieren lassen, als ein Mensch, der mit Gewalt aus seiner angestammten Heimat ausgewiesen worden ist?

Bald sollte ich aufgeklärt werden: Der Vertriebenenausweis A, den man im Rahmen des sogenannten D-1-Verfahrens im Zuge der Registrierung durch das Bundesverwaltungsamt beantragen konnte – nicht musste! –, war nicht nur die Voraussetzung für die spätere Einbürgerung, sondern auch Grundlage aller sozialen Leistungen und Möglichkeiten, die das Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz für jene vorsah, die als Deutsche in die Bundesrepublik Deutschland kamen. Ohne ihn wäre ich ein Staatenloser geblieben, ein Ausländer mit vorübergehender Aufenthaltsgenehmigung, einer, dem die Anerkennung seiner Urkunden und Diplome, seiner bisher geleisteten Arbeit und der daraus abgeleiteten Fremdreitenansprüche verwehrt bleibt oder sehr erschwert worden wäre, einer ... Klar, man beantragte ihn und war froh, ihn zu bekommen!

Und doch blieb irgendwo ein unangenehmes Gefühl hängen, zum einen, weil ich mich nicht „vertrieben“ fühlte, zum anderen, weil ich als „Aussiedler“ gegenüber meinen ehemaligen rumänischen Mitbürgern, die auf die eine oder andere Weise nach Deutschland gekommen sind, eine bessere Ausgangslage hatte denn als „Ausländer“.

Wie definiert nun dieses am 19. Mai 1953 in Kraft getretene und mehrmals novellierte „Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge“, kurz Bundesvertriebenengesetz, noch kürzer BVFG genannt, die unterschiedlichen Kategorien von Deutschen, für die dieses

Paragrafenwerk geschaffen wurde?

Es unterscheidet - einfach und doch recht differenziert gesagt sowie in chronologische Reihenfolge gebracht – zwischen Umsiedlern, Flüchtlingen, Vertriebenen und Heimatvertriebenen, Aussiedlern und (ab 1993) Spätaussiedlern. In der sperrigen Gesetzessprache liest sich das wie folgt:

## **1 Vertriebener**

### **(1) Vertriebener ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deut**

#### **scher Volkszugehöriger seinen Wohnsitz in den ehemals unter**

Das sind mehr oder weniger freiwillig ihre Heimat verlassende Menschen, die einer unmittelbaren Gefahr ausgesetzt sind. In unserem Fall sind es in der Regel Menschen, die während der Kriegshandlungen, insbesondere in den Jahren 1944–1945, vor den vorrückenden sowjetischen Truppen in die westlichen Gebiete des Deutschen Reiches geflohen sind, sei es auf eigene Initiative, sei es aufgrund organisierter Maßnahmen. Aus Gebieten des heutigen Rumänien sind viele Nordsiebenbürger Sachsen, die damals aufgrund des Zweiten Wiener Schiedsspruchs zu ungarischen Staatsbürgern umfunktioniert worden waren, und eine geringere Zahl Sathmarer und Banater Schwaben geflüchtet. In Nordsiebenbürgen hatte der SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Artur Phleps (geb.

1891 in Birthälm, erschossen 1944 in Simand bei Arad) im September 1944 - den Durchhalteparolen aus Berlin zum Trotz - die Evakuierung seiner Landsleute befohlen und Flüchtlingstrecks organisieren lassen, die eine halbwegs geordnete und vergleichsweise sichere Flucht ermöglichten. Die meisten ließen sich in Österreich nieder, viele kamen in den 1950er Jahren ins arbeitsplatzbietende Ruhrgebiet, einige kehrten in die Heimat zurück. Aus dem Sathmarer Land und aus den nahe der ungarischen Grenze gelegenen Dörfern des Banats sind nach dem 23. August 1944 einige deutsche Familien vor den herannahenden sowjetischen und rumänischen Truppen geflüchtet. Im September des Jahres rief dann die im Banat eingesetzte „Kampfgruppe Behrend“

(so benannt nach dem SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Hermann Behrend, geboren 1907 in Rüstringen bei Oldenburg, hingerichtet 1948 in Belgrad) zur Evakuierung in den schwäbischen Gemeinden östlich von Temeswar auf, versagte dann aber bei deren Organisation – nicht zuletzt unter dem Eindruck der aus Berlin und Budapest eintreffenden Befehle, die Front und die dahinter lebenden Menschen zu halten. Einheiten der 7.SS-Gebirgsdivision „Prinz Eugen“ evakuierten trotzdem noch Anfang Oktober 1944 einige schwäbische Gemeinden aus den Bezirken Großsanktnikolaus und Perjamosch. Einige Flüchtlingstrecks erreichten nach längerem Hin und Her Niederösterreich oder Mähren, viele Flüchtende kehrten aber in die Heimat zurück oder wurden von sowjetischen Militärs gewaltsam dorthin gebracht.

Vertriebene, Heimatvertriebene ( § 1, § 2) Sie wurden zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen, zunächst durch sogenannte „wilde“ Vertreibungen seitens der bis dahin von Hitlers Schergen

drangsalierten einheimischen Bevölkerung, nach Abschluss des Potsdamer Abkommens aufgrund koordinierter Ausweisung durch den Staat oder durch die Alliierten. Aus Rumänien wurden die Deutschen nicht vertrieben, wenngleich es, wie u. a. Hannelore Baier nachgewiesen hat, durchaus konkrete Absichten gegeben hat, das zu tun.

In diesem Kontext sei aber auf die These hingewiesen, die Rumäniendeutschen seien „vertrieben, aber im Vertreibungsland festgehalten“ worden, die 1983 zunächst Hans Berge!, damals Redakteur der Siebenbürgischen Zeitung formuliert hat: „Zum Unterschied von der Vertreibungsform aus den ostdeutschen Gebieten gibt es die rumänische Spielform der Vertreibung – aus dem materiellen und kulturellen Besitz vertrieben und im Vertreibungsland bis heute zurückgehalten.“

Hans Hartl, stellvertretender Bundesvorsitzender und Heimatpolitischer Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, hat dann 1986 diese Idee aufgegriffen und in dem Slogan ‚Vertrieben, aber im Vertreibungsland festgehalten‘ pointiert. Und der Verbandstag in Dinkelsbühl stimmte schließlich zu Pfingsten 1986 dieser These ausdrücklich zu: „Die Siebenbürger Sachsen sind seit vierzig Jahren vertrieben und werden im Vertreibungsland festgehalten“ - von Haus und Hof, aus Kultur und Geschichte vertrieben, aber im Vertreibungsgebiet zurückgehalten.

Hier wurde aus meiner Sicht in bester Absicht eine Gleichstellung der Aussiedler mit den Vertriebenen konstruiert, zum einen, um die Nutznießung der durch das Bundesvertriebenengesetz geschaffenen Möglichkeiten und Vorteile durch die Siebenbürger Sachsen zu rechtfertigen, zum anderen, um die Position ihrer Landsmannschaft innerhalb des Bundes der Vertriebenen zu stärken. Mit der geschichtlichen Realität hat diese Vertreibungsthese kaum etwas gemein. Aussiedler oder Spätaussiedler (§ 1 [2] 3, § 4) Das sind die meisten Rumäniendeutschen, die heute in der Bundesrepublik leben.

Sie kamen im Zuge der sogenannten Familienzusammenführung erst eher selten in den 1950er und 1960er Jahren, dann - insbesondere nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien ( 1967) – in wachsender Zahl und – nach der Wende in Rumänien, 1989 – in Massen in die Bundesrepublik. Die Gründe lagen in der zunehmenden Entfremdung zwischen dem rumänischen Staat und seinen deutschen Bürgern nach 1944.

Einige Stichworte dazu: • Verlust der bürgerlichen Rechte (1945–1949), • Deportation zur Wiederaufbauarbeit in der Sowjetunion (1945–1950), • Agrarreform und Verlust der bäuerlichen Existenzgrundlagen (1945), • Enteignung der Banken, der Industrie und größerer Handwerksbetriebe (1948), • Trennung zahlreicher Familien durch Krieg, Flucht und Deportation, • Deportation in die Bărăgan-Steppe (1951–1956), • Verfolgung der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Eliten, • Verstaatlichung der deutschsprachigen Schulen und kommunistische

Indoktrination, • zunehmende Isolierung vom deutschen Sprach-und Kulturraum.

Diese Aktionen und Aspekte der kommunistischen Diktatur betrafen direkt die deutsche Bevölkerung, während unter der fehlenden Freiheit, den Unterdrückungsmaßnahmen, der Verelendung und der Hoffnungslosigkeit alle Bewohner des „sozialistischen“ Rumänien litten.

Dem Freiheits- und Selbstverwirklichungsstreben vieler Siebenbürger Sachsen, Sathmarer und Banater Schwaben, der Angehörigen anderer deutscher Gruppen in Rumänien, die ihre Heimat verlassen wollten, kam auch die Bundesrepublik entgegen, indem sie den sogenannten Freikauf der Rumäniendeutschen betrieb, über dem sich allmählich die Schleier der Geheimniskrämerei lichten.

Noch einmal zurück zum Bundesvertriebenengesetz, das in seinem § 6 auch die deutsche Volkszugehörigkeit der Umsiedler, Flüchtlinge, Vertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler definiert:

„(1) Deutscher Volkszugehöriger im Sinne dieses Gesetzes ist, wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird.

Wer nach dem 31. Dezember 1923 geboren worden ist, ist deutscher Volkszugehöriger, wenn er von einem deutschen Staatsangehörigen oder deutschen Volkszugehörigen abstammt und sich bis zum Verlassen der Aussiedlungsgebiete durch eine entsprechende Nationalitätenerklärung oder auf vergleichbare Weise nur zum deutschen Volkstum bekannt oder nach dem Recht des Herkunftsstaates zur deutschen Nationalität gehört hat. Das Bekenntnis zum deutschen Volkstum oder die rechtliche Zuordnung zur deutschen Nationalität muss bestätigt werden durch die familiäre Vermittlung der deutschen Sprache.“

Diese Volkszugehörigkeit ist Voraussetzung für den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft, so wie er bereits im Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz aus dem Jahre 1913 geregelt wurde. Verblüffend ist übrigens auch die Ähnlichkeit mit dem ersten Satz im „Runderlass des Reichministeriums des Innern vom 29. März 1939“: „Deutscher Volkszugehöriger ist, wer sich als Angehöriger des deutschen Volkes bekennt, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Tatsachen, wie Sprache, Erziehung, Kultur usw. bestätigt wird. Personen artfremden Blutes, insbesondere Juden, sind niemals deutsche Volkszugehörige, auch wenn sie sich bisher als solche bezeichnet haben.“

Für uns alle aber gilt heute das „Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“, dessen Artikel 116 festhält:

„Deutscher im Sinne dieses Grundgesetzes ist vorbehaltlich anderweitiger gesetzlicher Regelung, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat.“

Was haben aber die Deutschen aus Rumänien, die sich in der Bundesrepublik Deutschland niedergelassen haben, gemein – egal, ob sie nun als Umsiedler, Flüchtlinge, Vertriebene, Heimatvertriebene, Aussiedler oder Spätaussiedler bezeichnet werden? Natürlich in erster Linie das Verlassen eines Landes mit unterschiedlichen Regionen, die sie unterschiedlich geprägt und ihnen unterschiedliche Identitäten mitgegeben haben, einer Geschichte und Kultur, die sie mitgestaltet und als ‚unsichtbares Gepäck‘ mitgenommen haben, eines Freiheitsdranges, für den gerade der Verlust der Freiheit ein Katalysator war. Aber auch und nicht zuletzt die Erkenntnis, die Siegfried Lenz so treffend formuliert hat: „Heimat entdeckt man erst in der Fremde.“ Oder

entdeckt man in der Fremde, die manche so gerne als die „alte Heimat“ der Vorväter verherrlichen, eine neue, eine andere Heimat, die Elemente des Gewesenen, des andernorts Erlebten mit jenen verbindet, die das Hier und Heute bietet?

# Horst Samson: Heimat als Versuchung

Essay · Neu gesetzt 2026

---

Vertrautheit, sagt uns das Grimm'sche Wörterbuch, ist - grammatikalisch femininer Natur, eine „abstractbildung der classischen periode..., vertrautheit hat sich im 19. Jahrhundert völlig durchgesetzt; es wird auch für Vertraulichkeit gebraucht“, in unserem Kontext wollen wir die Vertrautheit der Deutlichkeit halber durch den Begriff Heimat eingrenzen. „Die tränenreiche ‚Heimat‘ ist eine Reaktion auf das, was Georg Lukács die ‚transzendente Obdachlosigkeit‘ des Menschen in der industriekapitalistischen Ära genannt hat, nichts Vormodernes, sondern ein Schatten der Moderne selber“, notiert der linke Hamburger Philosoph Martin Blumentritt, überzeugt davon, dass der Begriff „Heimat“ als patriotische Parole im Innersten vergiftet sei und daher unbrauchbar wäre.

Fremde/das Fremde bezeichnet etwas, das als abweichend von Vertrautem wahrgenommen wird, als etwas (angeblich) Andersartiges oder weit Entferntes. Die Fremde und der Weg dorthin dominiert das 20. Jahrhundert. Fremde geschieht millionenfach. Die „Entheimung“ wird erst zum nationalen, dann zum kontinentalen und schlussendlich zum globalen Desaster. Diktaturen fallen, Kriege wüten, die Stille tobt. Grenzen begrenzen lange unseren Horizont, bevor die Gedanken detonieren und die Sprache mit dem Schweigen bricht. Das Gedicht verdichtet den Notstand im Menschenpark, das Expose des Dichters, der in der Dunkelkammer sein Bild von der neuen Gesellschaft entwickelt, wird zum Explosee. Und in dieser Dynamik der weltlichen Veränderung steckt jede Menge ... Dynamit.

Europa - der geographische, territorial definierte Begriff ist in dem hier implizierten Sinne ein Schlüsselwort des 21. Jahrhundert. Europa - und der lange Weg dorthin. Der griechischen Sage nach war Europa der Name einer phönizischen Königstochter, die Zeus in Stiergestalt schwimmend nach Kreta entführte und dort verführte. Tat er ihr Gewalt an? Hat sich im Kontrast zu dem göttlichen Gewaltmonopol von anno dunnemals inzwischen etwas verändert, gar Grundsätzliches? Ist Europa heute eine verheißungsvolle Vokabel der Eintracht und des Friedens?

Wenn es Abend wird und dunkelt, wollen viele Menschen dieser Welt am liebsten daheim sein, in ihrem bekannten DaSein, Zuhause. Wo aber liegt dieses ihnen geläufige Zuhause und was bringt es, lohnt es sich nachzuforschen, nachzudenken, um der Unbehautheit des Menschen im Geographischen wie im Existentiellen prophylaktisch vorzugreifen?

Man glaubt, mit den Vaterländern Kirschen essen zu können und erhält dabei doch immer nur die Steine. Fremd, fremder, am fremdesten - unsere Sprache lässt diese Steigerung zu. Beim Kirschenessen wird einem das klar.

Meine Vertrautheit mit der Vertrautheit und der Fremde lässt mich unsicher werden. Da ist, spüre ich, etwas Fremdes in mir, wenn ich über das Vertraute nachdenke. In mir? Nur in mir?

Die Fremde tobt über diesen Kontinent, über den Globus. Gott ist tot, sagt Gott, der Glaube an den Glauben erschüttert - homo homine lupus est . Diktaturen und Terrorismus, Krieg und

Elend, Spekulanten und Profiteure haben uns eisern umklammert. Das Kapital vagabundiert durch Börsen und Casinos, die Gier, die Religionen durch Köpfe und durch Länder. Und die Moral hat sich in der Unmoral verirrt. In der Heimat grasen nur noch die Versager, in der Fremde gehen die Helden so verlogene breitbeinig über Leichen, als gingen sie über eine Kinoleinwand. Nur in den Büchern scheint die Welt noch halbwegs in Ordnung zu sein, in den Büchern.

Auch wenn wir die Augen noch so fest zudrücken, übersehen können wir die Verschlammung der Niederungen, in denen der Mensch zu Hause ist, trotzdem nicht. Wegsehen, das könnte funktionieren, aber es löst keines der Probleme, die uns bedrängen und mit denen unsere Wege in die globalisierte Zukunft gepflastert sind. Die Zeiten, da alle Wege mit einiger Verlässlichkeit nach Rom führten, gehören der Vergangenheit an. Im Lindenbaum hörte man es gestern noch rauschen: Auf nach Europa, du findest Ruhe dort, und Frieden!

Heute, da verfressene Heuschrecken und hungrige, skrupellose Bankster unter der Flagge der EZB, der Europäischen Zentralbank, an der Seele der Welt nagen und dramatisch aufgewühlte Religionen, sind wir da nicht mehr so sicher. Wo Staaten in den kapitalen Bankrott schlittern, transformiert sich organisierter Welthandel in organisiertes Verbrechen des Finanzkapitals und die Politik ist der Pate. Im Ruin aber geht die Gemeinsamkeit sicheren Schrittes in die Brüche. Was für ein komplizierter, explosiver Begriff, den wir in solchen Verkettungen mit friedlicher Ko-Existenz vehikulieren - dieses Wort Gemeinsamkeit. Darin hat sich sprachlich so einiges eingenistet, zusammengebraut: Gemeinsam, einsam, eins, meins, mein, gemein!

Ich weiß nicht, wer sich diesen Titel ausgedacht hat, „Vertrautheit und Fremde auf dem Weg nach Europa“, aber der Urheber hatte Großes vor. Vertrautheit, Fremde, Europa - allein von der Begrifflichkeit erstreckt sich die Themenansage über Jahrhunderte. Das merkte ich ganz schnell als ich begann, darüber nachzudenken, wie ich in dieser krisengeprägten Dunkelheit mich unserer Zeit am nächsten nähern könnte. Ich hoffte dabei, das weiße Blatt vor mir würde ein Ort der Zuflucht, kein Ort der Ungewissheiten, ja gar der Täuschungen, sondern ein Areal der Versuchung, ein Stück Heimat vielleicht sogar.

Du fändest Ruhe dort!? Nie und nimmer! Viel zu weiß ist das Blatt Papier, zu weiß und blendend zuweilen, viel zu mächtig ist dieses Thema für einen Dichter, dachte ich, und schon erging es mir wie einem Spatz im Lindenbaum: Ich fühlte mich gut, ich übersah die Gegend bis zum Horizont, aber ich kam mir trotzdem in der Krone unbehaust vor. Mein Nest hatte ich daher instinktiv unter dem Schuppendach der Fremde gebaut. Doch im Kopfe hörte ich es immer wieder tschilpen: „Wenn der Himmel einstürzt, sind alle Spatzen tot.“ (Mao Zedong)

Der Begriff Heimat verweist, laut einer bündigen Zusammenfassung in der Online-Enzyklopädie „Wikipedia“ zumeist „auf eine Beziehung zwischen Mensch und Raum, also auf Verortung. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird er folglich auch auf den Ort angewendet, in den ein Mensch hineingeboren wird und in dem seine frühesten Sozialisationserlebnisse stattfinden, die zunächst Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und Weltauffassungen prägen. Denn Heimat sei, so räumt der streitbare Martin Blumentritt ein, „doch etwas, was für die meisten Menschen immer schon positiv da ist“, als frühkindliche Verortung oder Verwurzelung, und „was sich nicht erst als Indoktrinationsprodukt über ein Spiel von Negationen, durch

Ausschlüsse des Anderen ergibt“.

Der Begriff Heimat steht jedoch weitläufig auch in einer speziellen Verbindung zum Begriff der „Siedlung“; bezieht sich, im Gegensatz zum Wohnplatz, in der Regel auf eine sesshafte Lebensform, das heißt auf ein dauerhaftes, respektive langfristiges Sich-Niederlassen und Wohnen an einem bestimmten Ort, in einer bestimmten Region. An der mittlerweile arg zerfransten Frage, was Heimat ist, was sie bedeutet, scheiden sich seit jeher die Geister. Im Christentum jedenfalls kursiert sogar die in der Glaubenslehre verbreitete, ja fest verankerte Ansicht, dass dem Menschen die Erde ohnehin nur vorübergehendes Exil sei, er im Diesseits also sowieso nur als ein zeitweiliger Gast zu betrachten wäre, wie das auch im 119. Psalm (Vers 19) zu lesen ist. Seine „eigentliche“ Heimat aber sei schlussendlich im Himmel, in der Ewigkeit des Jenseits, trotz des von Adam und Eva verwirkten Paradieses und ihrer Vertreibung daraus, wie uns überliefert, durch Gott höchst selbst.

Heimat über die Jahrhunderte in wechselnden Zusammenhängen gesehen und definiert, mal auch als ein Gefühl, mal als eine Hoffnung oder eine Sehnsucht gar, also ein „Nicht-Ort“, oder auch mit diversen Abstrakta verflochten – wie [Mutter]Sprache, Vaterland oder Religion. In der Postmoderne und der Epoche der Migrationsströme des 21. Jahrhunderts schwebt über dem Begriff Heimat sogar – als eine Art Damoklesschwert – die Gefahr, durch „das globale Dorf“ definitiv durchbohrt zu werden und in seinen Bedeutungsresten sowie im Geflecht der Nationalstaaterei und der totalen gesellschaftspolitischen Verbuschung zur bloßen „Utopie“ zu verkümmern, zu einem bettlägerischen Begriff, dem allerdings doch auch wieder eine räumliche Kategorie zugeordnet werden kann, bedeutet „utopos“ doch wörtlich übersetzt, „kein Ort“. Der Ort Nirgendwo aber ist auch irgendwo, schrieb ich in einem meiner Lieder.

Anknüpfend an die Exilliteratur wird Heimat zuweilen auch als eine noch-nichterreichte beschrieben. Dieses Noch-Nicht, also die „Konkrete Utopie“ entwirft Ernst Blochs im amerikanischen Exil als „Heimat“ (in seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“). Und als sich Multi-Exilant Bloch, der schon als Kriegsgegner 1914 das wilhelminische Deutschland, in den 1930er Jahren sodann als marxistischer Jude Nazi-Deutschland und in den 1950er Jahren schließlich die DDR verlassen musste, sich über Karl Marx' Thesen zu Ludwig Feuerbach beugt, da gelingt ihm eine wunderbare Definition, eine grandiose, über Klassengesellschaften und Nationen hinausgreifende Begriffsbildung: „Die vergesellschaftete Menschheit im Bund mit einer ihr vermittelten Natur ist der Umbau der Welt zur Heimat.“ Eine Idee, der wir gegen Ende dieses Exkurses noch einmal begegnen werden, und zwar ersonnen aus buchstäblich sogar noch höherer sternenhimmlischer Perspektive.

Beim Nachdenken über das Thema „Vertrautheit und Fremde“, über mich, Gott und die Welt, hatte mich die Verzweiflung gepackt, leise zwar, aber sie hielt mich fest in ihren Krallen, ich konnte kaum den Kugelschreiber bewegen bis die Heimat urplötzlich in mir ausbrach, Feuer und Asche spie, wie der Vulkan Eyjafjallajökull. Und hoch am bewölkten himmelblauen Himmel glänzte Friedrich Hölderlins sehnsuchtsvolles Versprechen aus seinem Gedicht „Die Heimat“: „Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel / Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah, / Dort bin ich bald, euch traute Berge, / Die mich behüteten einst, der Heimat // Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus ...“.

Und es rauschte plötzlich wie ein vom getäuschten Hirn produzierter Tinnitus in den Muscheln meines Gehörgangs. Also horchen wir doch in die deutsche Dichtung, auf den Klang der Vergangenheit. Romantisch, weltschmerzlerisch und existenziell tief verwurzelt sind wir darin, stärker als wir es ahnen. Du horchst in die Sprache, die manchen erklärtermaßen „Heimat“ bedeutet, und hörst, Friedrich Nietzsche lässt in uns die Krähen fliegen. Und die ziehen „schwirren Flugs zur Stadt: Bald wird es schnein, / Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!“, heißt es in der ersten Strophe noch tröstend. Aber das Blatt wendet sich schnell zur letzten Strophe hin: „... Die Krähen schrein / und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: / Bald wird es schnein - / Weh dem, der keine Heimat hat“, warnt jetzt der Dichterphilosoph.

Mit einem solchem Gedichtende entlässt uns Nietzsche in hoher Hilflosigkeit ins Offene, wohin uns schon Hölderlin gedrängt hatte. Aber wollen wir überhaupt dahin, ins Offene? Das ist doch die Fremde, in der wir ungeschützt sind, das ist doch, wäre doch das Ende der Vertrautheit. Wollen wir die Vertrautheit aufs Spiel setzen für eine Hand voll Euros und das Haus Europa, von dem heute keiner sagen kann, wie es einmal aussehen wird, gut isoliert, mit Brennwertheizung, hellen Badezimmern und großen Fenstern, oder mit zertrümmerten Scheiben, zerschossenen Wohnungen und einem kaputt gebombten Dach durch das der Regen dringt, aber auch das Licht der Sterne und - in die Gegenrichtung - unsere Sehnsucht nach Glück, Weite und einer für alle offenen Welt.

„Nun stehst du starr, / Schaust rückwärts, ach! wie lange schon! Was bist du Narr / vor Winters in die Welt entflohn?“, stichelt Nietzsche in meinem Hirnlappen und stachelt das Denken an. Was will der Dichter uns damit sagen? Selber schuld!? Ist es aber so einfach? Im vorvorigen Jahrhundert war das vielleicht so. Da wären wir dann aber fast wieder am Anfang von Hölderlins Kreation „Die Heimat“ („Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom, / Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat, / So käm auch ich zur Heimat, hätt ich / Güter so viele wie Leid geerntet.“).

Froh kehrt also der Fischer im 19. Jahrhundert noch heim ... denn zu Hause ist die Welt noch in Ordnung, damals war sie es jedenfalls noch, soll sie es jedenfalls noch gewesen sein. Oder nicht? Oder doch? Wie dem auch sei. Wichtiger erscheint mir die Frage: Sieht vielleicht das Vertraute nur aus der Ferne wie Vertrautheit aus, leuchtet uns nur von dort her, also aus weiter Ferne, die Idylle auf unseren arg dusteren Wegen durch die Vergangenheit so schelmisch blendend und verblendend heim? Hell leuchtet wie der Abendstern über dem Abendlande Europa „Hyperions Schicksalslied“ aus Hölderlins Feder über uns:

„Doch uns ist gegeben,

Auf keiner Stätte zu ruhn,

**Es schwinden, es fallen**

**Die leidenden Menschen**

## **Blindlings von einer**

Stunde zur andern,

## **Wie Wasser von Klippe**

Zu Klippe geworfen,

Jahr lang ins Ungewisse hinab.“

Zerstören, zerstörten wir nicht selber in unserer Ruh- und Rastlosigkeit jene verbogene Idylle, jene trügerische Vertrautheit, jene vermeintliche Heimat, die wir verloren haben aus Ungehorsam und Verlockung in den Tagen des noch reibungslos funktionierenden Paradieses. Und das alles wegen eines Apfels! Seither treibt uns die Erkenntnis, dass wir mit dem Trennungsschmerz nicht fertig werden und Heimat leicht zur weinerlichen Verlustanzeige degeneriert, zum nostalgischen Rummelplatz für durch die Lüfte sausende Sehnsüchte ohne Grund und Boden.

Der Verlust des Paradieses ist nur die einäugige Wahrheit. Denkt man über die Affäre Apfel nach, kommt man auf die Idee, dass damals zwischen Gott, der Schlange und dem ersten Menschenpaar lediglich ein Deal stattfand, der uns heute berauschen müsste: Die enge, bekannte Welt des Vertrauten wurde nicht ersatzlos gestrichen, sondern gegen eine weite Fremde eingetauscht, ein offensichtlicher Welt-Gewinn, der unseren Erkenntnishorizont beträchtlich in die Ferne verschob. Die nächste gute Nachricht: Aus dem Akt der Vertreibung resultierte nicht nur Land-Gewinn, sondern auch Wissenszuwachs und Abenteurerspaß, denn statt der Langweile im paradiesischem Format, erwarteten uns XXXL-Herausforderungen, dieses Leben eben, von dem wir wissen, dass es das in einer ungefährlichen Version nicht gibt. Man darf den Blick noch einmal zurückwenden, ohne dass Heimat und flüchtende Niemandlinge gleich zur Salzsäule erstarren. Wenn also ... früher, im 18. Jahrhundert, die heimatlichen Zeiten rosig waren, warum schipperten damals meine Vorfahren auf der Donau in ihren Ulmer Schachteln ostwärts? Was suchten sie genau dort, in der Fremde? Versprach ihnen die Fremde mehr Vertrautheit als das Vertraute? Was um des Himmels willen, ihr Götter, war da los? Was hat sie dahin getrieben, wohin sie freiwillig zogen!? Die Fremde möglicherweise als Chance fürs Überleben?

Das Exil, die Migration, verlangt viel an Umtriebigkeit. Man lernt mit dem Verlust zu leben, man muss improvisieren, wird fündig dann und die Flucht wird zu einer kreativen, wenn auch schmerzlichen Situation, wie der Philosoph Vilém Flusser es ausdrückt: „Wer die Heimat verlässt (aus Zwang oder aus freier Wahl, und beides ist schwer zu unterscheiden), leidet, denn tausend Fäden verbinden ihn mit der Heimat. Und wenn diese durchschnitten sind, ist es, als hätte ein chirurgischer Eingriff stattgefunden.“ Flusser beschreibt, wie er bei seiner Vertreibung aus Prag den „Zusammenbruch des Universums durchlebte“. Er lernt dazu und korrigiert sich wenig später mit Blick auf den chirurgischen Eingriff, der - wie jeder Migrant weiß - in aller Regel am offenen Herzen vorgenommen wird, ohne Narkose. „Ich verwechselte mein Inneres mit der Welt da draußen“, notiert Flusser und fügt hinzu: „Ich litt unter dem Schmerz der durchschnittenen Fäden. Aber dann, im London der ersten Kriegsjahre und beim Vorahnen der

Schrecken des Lagers, begann ich, mir darüber klar zu werden, dass es nicht die Schmerzen eines chirurgischen Eingriffs waren, sondern die einer Entbindung. Ich merkte, dass die durchtrennten Fäden mir Nahrung zugeführt hatten und dass ich jetzt in die Freiheit geworfen war. Ich wurde vom Schwindel der Freiheit erfasst, der sich darin zeigt, dass sich die Frage ‚frei wovon?‘ in die Frage ‚frei wozu?‘ verkehrte. Und so sind wir alle Migranten: Wesen, die vom Schwindel ergriffen sind.“

Das schreibt Flusser, der wie ich zwischen Vaterländern und Muttersprachen hin und her wanderte, über uns, die vom Schwindel ergriffenen Wesen. Solche Doppeldeutigkeit dürfte vielen nicht fremd sein, denn allzu gerne nur schwindeln wir, denken wir an Heimat bei Nacht. Vor allem in der Fremde.

Wir merken das mitunter nicht einmal. Und zwar nicht nur einmal, sondern oft. Wir denken und denken und merken in diesem fließenden Gewebe aus vertrauten und fremden Maschen, in die wir verstrickt sind, Denken tut weh, es tut wirklich weh: Das Verschwinden der Heimat, die Angst des Flüchtenden vor dem Innehalten, vor seiner eigenen Seele, vor der Vereinsamung, denn außer seiner Haut und seiner Sprache bleibt dem Flüchtenden oft nichts als der Weg. So kommt er, hat er Glück, an, nackt, verunsichert und fremd mit seiner Sprache - das Haus des Seins, wie der Philosoph Martin Heidegger sie nennt.

Heimat ist kompliziert, denn was dem einen Heimat ist, das ist dem anderen nur Fremde. An Clara Westhoff schreibt Rainer Maria Rilke zum Beispiel folgende Zeilen: „Eure Heimat war mir, vom ersten Augenblick nicht mehr als nur eine gütige Fremde. War eben Heimat, die erste Heimat in der ich Menschenleben sah (sonst leben alle in der Fremde, alle Heimaten aber stehen leer...)“.

Das Verschwinden der Heimat auf vielen Längen- und Breitengraden zeichnet sich ab, ihre Auflösung im globalen Dorf, das irgendwann nur aus den einzelnen Häusern der Kontinente bestehen wird. Das europäische Haus – eine schöne Idee – hat viele Fenster schon, noch aber fehlt der tiefere Grund, die solide Gründung, das Fundament, auf dem unsere nationalen Unsicherheiten sicher und geregelt ruhen könnten.

Die Gewerke aber sind vergeben und so werkeln Architekten, Politiker, Lobbyisten und Handwerker geschäftig herum. Und es ist, wie es auf solchen Großbaustellen ist, viel Pfusch geschieht, manche haben die Köpfe voller Probleme, andere alle Taschen voll, und wiederum andere alle Hände voll zu tun. Der Polier – dieses Eindrucks kann ich mich nur schlecht erwehren – ist hoch auf dem Gerüst beim Richtspruch stecken geblieben und besäuft sich jetzt ohne Sinn und Verstand, wirft mit Banknoten um sich, die aus einem Raubüberfall stammen. Und aus den Banken brüllt es, wir sind das Volk, auf das es ankommt.

Hoffen wir, dass der Polier nüchtern wird, auf dem Gerüst bleibt und nicht abstürzt, hoffen wir, dass das Bauen zügig und umsichtiger fortgesetzt wird, zielstrebig wie der Unbehauste seinen Weg durch die Fremde geht, um sich diese Gegend vertraut zu machen, um aus Landschaften der Heimatlosigkeit und der Verstörung eine Landschaft der Heimat zu formen. Kriege, Vertreibungen, Deportationen, Religionsfanatiker haben in der Moderne Entheimatung und Ängste am Laufband produziert. Wir brauchen endlich ein humanes Muster, denn es wuchern

mit dem Frieden zugleich Gefahren. „Entweder es gelingt uns, den Islam zu europäisieren, oder Europa wird islamisiert. Mitte des Jahrhunderts, also in 44 Jahren, haben die Moslems in Europa über 50% der Bevölkerung. Ende des Jahrhunderts singt der Papst vorm Minarett“, sagte Jürgen Becker, Kabarettist und Fernsehmoderator, in der ARD-Sendung „Sabine Christiansen“ am 1. Oktober 2006. Ist das Utopie, nur Satire oder spricht hier Kassandra durch Beckers Mund.

„Der Fremde ist blind, auch wenn er Augen hat“, sagen die Araber. Ich denke, es ist genau umgekehrt, der Fremde hat den noch unverstellten Blick für die Fakten. Besser gefällt mir, was die Bayern sagen: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.“

Heimat, Vertrautheit - unsere Zeit verachtet diesen Begriff, apostrophiert ihn in intellektuellen Zirkeln als hohl und längst überholt. Ist Heimat emotionsgeladenes Territorium und Angst in den Grenzen von 1984? Ist Heimat einfach nur Kitsch, Beiwerk, Staffage? Eine Expedition ins Innere lässt erahnen, dass die Sehnsucht nach Heimat noch nie so groß wie heute war, da sie uns wie Sand durch die Finger rinnt.

„Das Meer ist unsere Heimat, unsere Identität und nun hat BP (der Ölkonzern, Anm. H.S.) mit seiner Gier all das getötet“, beklagt der US-amerikanische Fischhändler Patrick Shay (43 Jahre alt) den Tod seiner Heimat und hat im Garten seines Geschäfts 101 weiße Holzkreuze in den Boden geschlagen, symbolisch für alles, was ihm und den Menschen jenes Landstriches mit der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko verlorengehe („Der Spiegel“, 25/2010). Das Meer als Heimat? Das lässt aufhorchen. Was den einen Heimat, ist anderen die Hölle, denken wir an die „Boatpeople“, jene Menschen in Vehikeln, die in aller Frühe hoffnungsfroh ins Offene des Meeres aufbrechen und noch vor Sonnenuntergang verzweifelt darin ersaufen.

„Heimat zu verlieren ist heute kein individuelles Schicksal mehr, sondern das einer ganzen Gesellschaft“, diagnostiziert der Schriftsteller Martin Hecht. Blicken wir der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ins Auge, dann erkennen wir, dass rein menschlich betrachtet der Verlust von Heimat im weitesten Sinne vielleicht das höchste Kapital ist, mit dem wir unsere Rast- und Ratlosigkeit bezahlen müssen. Wir sollten das als Investition sehen, als sichere Geldanlage für den Frieden unserer Kinder.

Wer jetzt kein Haus hat, der sollte sich sofort eines bauen, ließe sich frei nach Rilkes Gedicht „Herbsttag“ paraphrasieren. Am besten ein Haus in einer Heimat. Denn Heimat ist ein weites Land, mehr als nur ein paar Hektar Glück, als eine Sprache, die wir alle verstehen. Es ist dies, wenn Sie wollen, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Menschen, ein Bekenntnis zu einer nur apparent verstaubten, vermoderten Gegend der Erinnerung, in meinem Fall zum Banat. Man muss sie aber nicht unbedingt lieben, die Heimat, um ihren Verlust zu spüren. „Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein ...“ hakt der Schriftsteller Max Frisch in seiner Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises („Die Schweiz als Heimat“) nach. Und ich weiß als Exilierter, der seine abgebrochenen Flügel wie Wurzeln unterm Arm trägt (oder auch umgekehrt), wovon er redet.

Es liegt an uns, wieder einmal an uns, an jedem von uns, was aus Heimat, aus Vertrautem, aus Europa wird. Das europäische Haus gelingt nur, wenn wir seine Mauern mit Verstand, Mut und Augenmaß tapezieren, eine klare Hausordnung schaffen und darin Werte verankern, die nicht zur Disposition stehen. Ziehen wir friedlich, aber entschlossen ein in dieses neue Haus der Heimat, ins Offene, wie Hölderlin sagt, denn: „Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man.“ las ich bei Franz Kafka in „Heimkehr“, einer kurzen Erzählung in der Form einer Parabel über den verlorenen Sohn.

„Ich habe manchmal den Eindruck, als sei Europa müde geworden, als sei es dabei, seine Identität zu verlieren, seine Wurzeln selber nicht mehr zu kennen. Zu diesen Wurzeln gehören ganz sicher die Aufklärung, die Menschenrechte, die verschiedenen Emanzipationsbewegungen. Aber eben auch das Christentum und die christliche Ethik“, bilanzierte Horst Köhler, von 2004 bis 2010 Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland in seiner Rede auf Einladung der „Stiftung Weltethos“ an der Universität Tübingen, am 1. Dezember 2004.

Lassen Sie mich zu Heimat und Fremde, diesen bewegenden, oft umfachten Topoi der Moderne, drei letzte Sätze nachrufen. Martin Luther sagt, die Heimat der Christen sei der Himmel. Franz Xaver Kroetz behauptet dagegen, Heimat sei da, wo man sich aufhängt. Die Heimat der Friedvollen, sage ich, das ist Europa, daraus sollte die Welt Vernunft und Kraft schöpfen.

Was die Heimat betrifft, so hat fürwahr nicht immer die Idylle oder die Komödie das letzte Wort, denn Heimat, das ist auch Drama und Schmerz, ist Sprachlosigkeit und Sprache. Und von Johann Gottfried Herder stammt der prägnante und eingängige Satz: „Heimat ist da, wo man sich nicht erklären muss.“

Im Juni 2018 flog der deutsche 41-jährige Astronaut Alexander Gerst („AstroAlex“) bereits zum zweiten Mal zur „Internationalen Raumstation“ (ISS) und hielt sich, im Rahmen der Mission „Horizons“, mehrere Monate an Bord der „ISS“ auf. Vor seinem Abflug gewährte er der Tageszeitung „Die Welt“ für den Wissenschaftsteil ein Interview, das am 5. Februar 2018 erschienen ist. Der Journalist Roland Koch stellte dabei Gerst die einfache Frage „Was ist für Sie Heimat?“ Und Alexander Gerst antwortete von einer ganz anderen Warte aus. Er sagte, dass sich der Begriff Heimat für ihn geändert habe, als er zum ersten Mal auf der Raumstation war. „Da habe ich auf diesen Planeten runtergeschaut und gedacht, da ist meine Heimat da unten. Wenn ich dann noch über Köln hinweggeflogen bin oder über Neuseeland, wo ich viel Zeit verbracht habe, dann hatte ich dieses Heimatgefühl. Dieser Planet wirkt irgendwann wie Heimat. Das merkt man besonders an dem Tag, an dem man sich darauf vorbereitet, in Kasachstan zu landen. Ich wäre früher nie auf die Idee gekommen, Kasachstan als meine Heimat anzusehen. Aber wenn man diesem Planeten wieder entgegenfliegt, wenn man in der Steppe bei Schnee landet und man riecht den torfigen, erdigen Boden, hat man das Gefühl, hier ist Heimat. Und ich wette, das würde jedem so gehen.“

Soweit die Worte des ersten deutschen Kommandanten einer Raumfahrtstation, Alexander Gerst, über das im kosmischen Raum emotional wuchernde Gefühl Heimat, in dem wir uns mitunter gefangen und befangen wähnen, doch geht es letztendlich, wie es bei Weltraumfahrer Gerst manifest wird, um eine wertige Begrifflichkeit, entbunden aus nationalen, regionalen und

lokalen Bezügen, die er, verankert in jenem berüchtigten archimedischen Punkt außerhalb der Erde, im kreativen Akt der globalen Betrachtung und im Prozess der sich identifizierenden Aneignung effektiv aus den Angeln des tradierten und auch immer wieder diskreditierten Klischees in die Freiheit der sinnhaften Versprachlichung hebt.

Mit dem Gedicht „Wanderjahre“, das ich 1987 im Durchgangslager Heidelberg (so lautete die offizielle Bezeichnung) geschrieben habe, will ich – definitiv ans Ende dieses Aufrisses stoßen und aus den hier aufgezeichneten Verknotungen aussteigen.

## WANDERJAHRE

Ich zwänge mich durch  
Fremde Landschaft und Achternbusch  
Fällt mir ein. Er weiß, was  
Heimat ist: Sie ging aus  
Dem Bayrischen hervor, sagte er,  
Denn sie kommt vom Wort  
„Hemad“, und das bedeutet Hemd.  
Aber keiner, denk ich,  
Braucht Heimat,  
Der genug davon hat.